

Heimat am Inn

Begründet von Anton Dempf

Jahrgang 1956

J. Müller



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

Januar

Nummer 1

In den Auslagen der Wachszieher prangt das Lichtmeßwachs

Eine heimatliche Volkskunst hat sich seit Jahrhunderten erhalten

„A schöns Wachsstöckl, Bäuerin! Geht noch a Wetter- oder die Hauskirzn ab? Schöne, rote Pfenniglichtl gefällig?“ So bieten die Händlerinnen auf den Sebastianmärkten in Niederbayern (zum Beispiel in Neustadt a. D., Eggenfelden, Gangkofen), in Franken und Schwaben das Lichtmeßwachs an. Früher fanden solche Märkte auch im Chiemgau statt. Vor den Kircheingängen in den Städten sitzen noch zuweilen gleich einem Ueberbleibsel einer längst vergangenen Zeit in der Lichtmeßwoche ältere Frauen (Kerzenweiberl) vor linnenbedeckten Tischchen und halten Kerzen und Wachsstöcke für die Weihe feil. Bei den Landkrämern und Wachsziehern in den Kreisstädten prangen um diese Zeit in den Auslagen Schnecken- und Kronenstöcke, Wachsbüchl und Wachstaschl in Form von Gebetbüchern neben einfachen weißen und roten Wachsstöckln. Bündel von Kerzen für Taufe, Brautsegen, Erntedank, Sterbensweh und Tod, zum „Vürisegna“ der jungen Mutter, für Opfer und Gelöbnis, gegen Schauer, Wasser- und Feuersnot laden zum Kaufe ein.

Die weißen Kerzen gehören den Lebenden, die roten werden für die Sterbenden und Toten angezündet, um den bösen Feind abzuhalten. Ein Stücklein vom geweihten roten Wachsstock hängten die Bäuerinnen früher in Form eines „heiligen Strahles“ an das Krüzifix in der Herrgottsecke. Während der Trauerzeit, der sogenannten „Klag“, die auf dem Lande bei Eltern und Eehälften ein Jahr,

bei Schwiegereltern dreiviertel Jahr, bei Geschwistern ein halbes Jahr, bei Verstorbenen unter 15 Jahren drei Monate und bei weit-schichtigen Verwandten oder kleinen Kindern vier Wochen beträgt, brennen die „Weiberleut“ in der Kirche beim Gottesdienst der armen Seele zuliebe als „Labsal“ den roten Wachsstock. Auch die Drudenfüße und die als Freisenamulette den kleinen Kindern umgehängten „Agnes-Wachsscheiben“ wurden aus rotem Wachs geformt. Dem geweihten Licht der Schwarzen-Muttergottes-Kerze von Altötting mißt das Landvolk besondere Hilfe bei Hagelgefahr und scharfen Wettern bei. Diese Wetterkerze wird bei Schauermissen während der heiligen Wandlung gebrannt.

Gut geht das Wachsgeschäft in der Zeit um Lichtmeß; denn Kinder und weibliche Dienstboten bekommen von der Bäuerin ein Wachsgeschenk. Die heiratsfähige Tochter erwartet sich von ihrem Hochzeiter ein kunstvoll ornamentiertes Prachtstöckl mit aufgesessenen Röserln, flammendem Herzen oder verschlungenen Händen, das zwischen dem Linnen im Aussteuerkasten einen Ehrenplatz bekommt. Der Knecht verehrt der Hausmagd für das Aufbetten ein Wachspräsent mit einem Heiligenbild der Namenspatronin. Die Paten und Patinnen halten für ihre „Gödl“ ein Wachsstöckerl mit Goldzierat und silbernen Sternlein bereit. In den Glaskastln der bäuerlichen „Kinikammern“ sieht man noch wahre Prunk- und Schaustücke von Wachskerzen,



Votivpferd: Wasserburger Rößl

-büchl, -taschen und röserlgeschmücktem „Türkenbüchl“. Diese bemalten oder mit Heiligenbildern versehenen Andenken werden als Höflichkeitspräsente, Tauf- oder Hochzeitsgeschenke hoch in Ehren gehalten. In Schwaben ist es noch Sitte, daß die Ehrenmutter der Braut einen schmucken Wachsstock verehrt. Im Lechrain und Allgäu erhielt früher der Pfarrer von jedem Haus zu Lichtmeß eine „Vierlingskerze“.

Am Sonntag vor Lichtmeß trägt der Bauer selbst die lange Hauskerze zur Benedictio und die Bäuerin läßt das „Jahreswachs“ für die Abendandachten, Frühmessen, Engelämter und Rosenkränze in der Kirche weihen. Eine feierliche Lichterprozession, bei der das Gotteshaus in einem förmlichen Lichtermeer erstrahlt, stempelt den Tag zu einem Fest des Lichtes. Die Kerze wird zum Sinnbild dessen, der als „wahres Licht“ sich wie eine brennende Kerze verzehrt, um den Menschen Licht zu sein und sie „zu Kindern des Lichtes“ zu machen.

„Lichtmeß, reine, helle Feier,
voller Leuchten, voller Schein,
bring in alle Menschenherzen
einen Abglanz auch hinein!“

Die Mesner kaufen vor Lichtmeß den Jahresbedarf an Kirchenwachs, an langen und kurzen Altarkerzen, daß es in den Sakristeien duftet, als hätten die nimmermüden „Imken“ all den köstlichen Nektar der Lindenblüh und der Kleefelder in die Wachsschränke gelegt. In früheren Jahrhunderten waren die Ausgaben für Lichtmeßwachs ungleich höher als heute, wie Hofhaltsrechnungen von Landshut und München, Kirchenchroniken, Maut-, Stifts- und Klostersaufschreibungen beweisen. So zählt das Kuchlbuch der Abtei Seeon von 1722 über 70 Leute auf, vom Herrn Hofrichter

bis zu den Böttinnen, die das nach „Klaffern“ bemessene Lichtmeßwachs erhielten.

Das Gewerbe der Wachszieher, mit dem gewöhnlich vor Jahren eine Lebzelterei und das Metsieden verbunden waren, hat sich zeitig zu einer wahren handwerklichen Volkskunst entwickelt, die beredtes Zeugnis ablegt für heimische Werkarbeit. Die noch in vielen Kirchen, Wallfahrts- und Gnadenstätten (zum Beispiel Altötting, Kloster Andechs, Maria Eich und anderen) zu sehenden Votivkerzen, gestiftet vom kurfürstlichen und königlichen Hof, von wohlhabenden Edelleuten und Patrizierfamilien, Zünften und Gemeinden, erfreuen wegen ihrer Größe und reichen Bossierung jeden Beschauer. Meisterwerkstätten, wie Ebenböck und Gautsch in München, stellten Krönungskerzen für Kaiser und Könige, Prunkkerzen für kirchliche und weltliche Fürsten her. Ungefärbte, reine Wachskerzen werden in der Weise angefertigt, daß der Docht so lange immer wieder in das Wachsbad getaucht und herausgezogen wird, bis die gewünschte Stärke erreicht ist.

Die als Andenken dienenden Wachsstöcke erfreuten sich schon immer eines besonders sorgfältigen Schmuckes. Mit dem Zwickensformen die Wachszieher aus den wächsernen Gold- und Silberauflagen reizende Verzierungen, Blumen, Sträuße und Girlanden, religiöse Motive, Herzen und schnäbelnde Tauben. Die in Form von Gebetbüchern hergestellten Wachsstöcke zeigen meistens in der Mitte Heiligenbilder, umgeben von einer zierlichen Wachseinfassung. Aus Zinn gegossene „Silberstifte“ schmücken die Ecken solcher wächsernen „Betbüchl“. Die „Emser“ und „Salzburger Stöcke“, die im Innern kleine Wachsfiguren unter Glas zeigen, gaben den Wachsziehern früher reichlich Gelegenheit, in Form und Auszier ihre Phantasie spielen zu lassen. Auch die Wachsaschen in Oval- und Herzform boten im Innern Platz für reizvolle religiöse Wachsmotive, so zum Beispiel die Kreuzigung Christi. Je volkstümlicher die Arbeiten waren, desto mehr Anklang fanden sie auf den Märkten.

Bei den wächsernen Votivgaben, wie sie in jeder Wallfahrtskirche und bei jedem Gnadenbild zu sehen sind, hat sich bis heute die alte Formgebung erhalten. Die noch aus Urgroßvaters Zeiten herübergeretteten Wachsmodel beweisen, daß früher die Wachsfiguren nicht nur kirchlichen Zwecken dienten. Auch andere volkkünstlerische Erzeugnisse aus Wachs, wie Wappenschilder, Reiter, Bürger und Bauern aus der Zeit des Barocks, Krippenfiguren und Blumenvasen, Medaillen und Plaketten etc., trugen den guten Ruf unserer heimischen Wachszieher weit über Bayerns Grenzen hinaus.

Ordnung eines Handwerks der Schneider zu Kraiburg

Von Franz Jackl, Ampfing

Benutzte Quellen: Gerichtsurkunden Kraiburg (H. St. A.), H. Liebrich: Mitteilungen für die Archivpflege.

Das Schneiderhandwerk des Marktes Kraiburg blickt auf eine jahrhundertelange Geschichte zurück. Herzog Albrecht V. von Bayern gab ihm am 22. Juni 1557 eine Zunftordnung, die mit „anhangendem Sigel“ versehen einen interessanten Einblick in die Rechte und Pflichten, Sitten und Gebräuche der Schneidermeister, Gesellen und Lehrlinge bietet.

Die heute noch in Kirche und Museum von Kraiburg vorhandenen Zunfttruhen und Zunftstangen sind Marksteine auf dem Wege der weiteren Entwicklung.

Die Kraiburger Zunftordnung war in 23 Paragraphen aufgegliedert. So hatte sich ein Schneider, wenn er im Gericht oder Markt Kraiburg Meister werden wollte, „desfalls einem ganzen Handwerk anzuzeigen“. Darüber hinaus mußte er seine handwerkliche Vorbildung beweisen können. Durch „lebendige Personen oder briefliche Urkunden hatte er gnugsam Kundschaft tun, daß er ehelich geboren sei“, und mußte dann, wenn ihm ein Tag „zu Bewährung der Materie und Meisterstück vergunnt“ worden ist, dem Handwerk „ein Sechser Wein“ für die Bewilligung „geben und aufsetzen“. Das Meisterstück mußte im Beisein von einem Satzmeister der Zunft und einem Abgeordneten des Rats gefertigt werden. Dabei mußte der Jungmeister „alleweil er an der Materie macht, für einen ziemlichen Trunk“ für die Vertreter der Zunft und des Rats sorgen. Hatte nun der Prüfling „genugsamlich bestanden“, alsdann wurde er durch die Satzmeister „zu einem Meister erkannt“. Der neue Meister mußte nun ein Mahl, das man das Meistermahl nannte, bezahlen, „das aber nicht wider seinen Willen über zwei Pfund Pfennig“ ausmachen durfte. Wollte sich der Jungmeister im Markt Kraiburg häuslich niederlassen, so hatte er in die Zunfttruhe zwei Pfund Pfennig und vier Pfund Wachs* zu entrichten, und sollte der Jungmeister noch ledig und unverheiratet sein, so hatte er sich „inner Monatsfrist zu einer ehrbaren Weibsperson“ zu verheiraten. Die Zahlen der Gehilfen war ebenfalls beschränkt. Im Markt Kraiburg durfte ein Meister — seine eigenen Söhne nicht gerechnet — nur drei Gesellen halten; im Gericht Kraiburg gar nur zwei. Außerdem war es verboten, einen Gesellen von einem anderen Meister „heimlich abwerben“. Um die Arbeitsmöglichkeit für die Schneidermeister im Markt Kraiburg zu sichern, durfte kein Schneider aus dem Gericht Kraiburg im

Burgfried des Marktes „arbeiten oder messen, noch viel weniger ein Geselle, für sich selbst große oder kleine Arbeit, weder in Gericht noch im Markt verrichten, noch sich dero unterstehen“. Alle Uebertretungen in dieser Hinsicht wurden streng bestraft. Doch auch für die Kunden, oder den Werkmann, wie er damals hieß, war gesorgt. Sollte ein Meister ein Kleid „verderben oder verwahrlösen“, so hatte er dieses Stück „nach Erkenntnis der vier Satzmeister zu bezahlen und wiederzukehren“.

In einer besonderen Truhe, eben in der schon erwähnten Zunfttruhe, „mit drei Schlüsseln“, wurde das Einkommen, das Vermögen, die Briefe und Register der Zunft aufbewahrt. Die Gerichtsobrigkeit, der Rat des Marktes Kraiburg und die Satzmeister besaßen die Schlüssel dazu. Die vier Satzmeister hatten bei Ausgaben und Einnahmen gemeinsam über die Verwendung zu beschließen. Am Zunfttag, der alle Jahre einmal abgehalten werden mußte, wurde „von einem ganzen Handwerk, im Beisein eines vom Gericht und eines von Rats wegen, ordentliche Raitung (Rechenschaft) getan“. Alle Meister im Markt und Gericht Kraiburg hatten außerdem alle Quatember „in des älteren Satzmeisters Haus, alda die Truhe steht“, vier schwarze Pfennige „aufzulegen“. Wer den Termin nun „ohne sondere Not und Ehehaft (Recht) versäumte, mußte ein halbes Pfund Wachs als Strafe zahlen“.

Die gewöhnlichen Zunfttage wurden am Tage des hl. Oswald abgehalten. Meister und Gesellen besuchten gemeinsam den Gottesdienst, und nach dem Mittagmahl hatte sich jeder bei der Raitung (Rechenschaftsbericht) einzufinden, „und sich alda ehrbarlich und züchtig halten“. Von den vier Satzmeistern, von denen zwei aus dem Markt und zwei aus dem Gericht waren, wurden zwei beim Zunfttag abgesetzt und zwei neu hinzugewählt. Beim Zunfttag durfte kein Meister und Geselle bewaffnet erscheinen.

Beim Tode „eines Meisters, seiner Hausfrau, ihr Kinder oder eines ledigen Gesellen“, waren alle Meister und Gesellen in Kraiburg verpflichtet, der Beerdigung beizuwohnen. Sollten aus dem Vermögen des Verstorbenen die Beerdigungskosten nicht bestritten werden können, so mußte „solches aus der Zunfttruhen nach ziemlichen Dingen bezahlt und hergeben“ werden. Eine Meisterin konnte nach dem Tode ihres Mannes allein und für sich das Geschäft weiterführen.

Für die Ausbildung und die Aufnahme eines Lehrlings waren ebenfalls die Bestimmungen in der Zunftordnung verankert. Der

Pfarrer Matthias Neff

Bauherr der Pfarrkirche Au bei Aibling / Von Anton Bauer

Jeder Besucher des in zahlreiche Obstgärten eingebetteten und an den Auerberg sich anschmiegenden Dorfes Au bei Aibling fühlt sich von der stattlichen barocken Pfarrkirche St. Martin angezogen, die an dem wohlverbauten Auerbach mit ihrem hohen, schindelgedeckten Spitzturm aufragt. Dank der eingehenden Forschung des Chiemgauer Kunsthistorikers Dr. Peter von Bomhard weiß man jetzt sicher und unumstößlich, daß der aus dem Plankenhäusl ob Au stammende Tagewerker Sohn Wolfgang Dinzenhofer der Baumeister der Kirche war. Meister Wolfgang, der, um nur zwei zu nennen, auch die Kirchen von Götting und Kirchwald bei Nußdorf erbaut hat, hätte aber die große und teure Auer Kirche nicht bauen können, hätten nicht hervorragende und volksverbundene Seelsorger durch ihr unermüdliches Wirken die geistigen und materiellen Grundlagen des Kirchenbaues geschaffen.

Die Pfarrei Au hatte damals das Glück, tüchtige Priesterpersönlichkeiten zu besitzen. Vor allem den Heimatsohn Pfarrer und De-

kan Johann Dinzenhofer in Aibling. Sodann den eigenen Pfarrer Matthias Neff und dessen Hilfspriester und Benefiziaten Michael Rechmann und Stephan Mayr.

Pfarrer Matthias Neff ist am 22. Oktober 1647 in Moosburg geboren. Seine Eltern waren die Krämerseheleute Jakob und Helena Neff. Als Taufpate fungierte der Moosburger Bürger und Freimetzger Johann Halmstetter. Nur eine Schwester namens Katharina, getauft am 15. Januar 1652, nennt noch das Taufbuch. Es wäre für die heute noch lebenden Träger des Familiennamens Neff interessant, wie und ob die Moosburger, Dachauer, Landshuter, Augsburgener und Rosenheimer Neffs zusammengehören. Das Visitationsprotokoll der Pfarrei Au von 1697 läßt zwar irrträglich unseren Pfarrer damals 46 Jahre alt sein, läßt uns aber neben dem Heimatort noch wissen, daß Neff vier Jahre zu Landshut studiert hat und in Freising von Weihbischof Kaspar Kiener zum Priester geweiht worden ist. Wenn es aber als Weihejahr 1677 angibt, so irrt es wieder, da laut Grabstein-

Lehrbub wurde zuerst vom Meister auf vierzehn Tage Probezeit eingestellt, „und so sie nochmals aneinander Gefallen haben“, so versprach der Meister vor den zwei Zechmeistern (Art Lehrlingswart), daß er den Knaben zwei Jahre umsonst (ohne Lohn), und eines Umgeltes (schuldet der Lehrbub dem Meister, der ihm etwas lernt) behalten und ihm das Handwerk lernen wolle. Drei Jahre hatte der Lehrbub zu lernen.

Die Zunft bedeutete auch eine Art Altersversorgung oder Versicherungsinstitut. War nämlich ein Meister oder Geselle in Armut geraten oder hatte ihn eine Krankheit befallen, so mußte ihm aus der Zunfttruhe „geholfen und Geld mitgeteilt werden“.

Eine eigene Ordnung war für die Gesellen, „alte und junge“, des Handwerks gesetzt. Ein wandernder Geselle, der in Kraiburg um Arbeit nachfragen wollte, sollte in der „gewöhnlichen Herberge“ zukehren. Der Wirt verständigte dann den Satzmeister, und dieser sollte ihn zu einem Meister bringen und um Arbeit umfragen. Wollte ein Geselle den Markt verlassen, so mußte er acht Tage vorher seinem Meister den Dienst aufsagen. Vor hohen Festen, „als Weihnachten, Ostern und Pfingsten“, sollte kein Geselle seinem Meister ausstehen, außer er habe schon vier Wochen vorher gekündigt. Die Arbeitszeit eines Gesellen war ebenfalls satzungsgemäß geregelt. Von Oster bis zum St.-Michaeli-Tag mußte der Geselle von fünf Uhr früh „als lang er Tag hat“ (solange es Tag ist) und in der Werkstatt

arbeiten. Im Winter wurde nur bis neun Uhr gearbeitet. Dafür mußte aber der Meister seine Gesellen nach Gebühr mit Lohn und Kost und anderem versorgen. Alle vierzehn Tage trafen sich die Gesellen an einem Sonntag im Hause des älteren Satzmeisters. Dabei legte jeder im Beisein des Satzmeisters und des Altgesellen zwei Pfennig in die Büchse. Am jährlichen Zunfttag bekam jeder Geselle dann wieder 24 Pfennige zurück. Der Ueber schuß aber aus der Büchse kam in die Zunfttruhe. Beim Gottesdienst und dem Zunfttag hatte der Geselle unbedingt zu erscheinen, seine „Auflage bei der Puxen“ (Büchse) mußte er alle vierzehn Tage erfüllen, ansonsten wurde sein Ungehorsam mit einem viertel Pfund Wachs bestraft. Bei den Versammlungen der Gesellen am Sonntag und am Zunfttag durfte der Geselle ebensowenig wie der Meister in Waffen erscheinen; auch sollte er sich in „Worten und Werken gegen niemanden ungebührlich halten oder erzeigen“.

Diese Zunftordnung, die vom Herzog auf untertäniges Bitten hin gegeben wurde, diente dem Nutz und der Förderung des Handwerks der Schneider im Markt und Gericht Kraiburg. Den unmittelbaren Schutz, daß diese Ordnung eingehalten wurde und die Zunft nach allen Seiten ungefährdet bliebe, übernahmen die Regierungs- und Gerichtsbeamten des Herzogs. Die Verordnung hatte Gültigkeit, bis der Uebergang vom 18. auf das 19. Jahrhundert eine Neuordnung und den modernen bayerischen Staat brachte.



Ein einzigartiges Bild bietet sich dem Touristen, wenn er aus Richtung Miesbach kommt und vor ihm das idyllisch gelegene Dörfchen Au bei Aibling auftaucht. Vor dem gewaltigen Hintergrund der Nordalpenkette und der Innpforte liegt der kleine Ort, eines der schönsten oberbayerischen Dörfer. Während sich die Häuser in dem großen Obstgarten verstecken, der das Dorf wie ein Zaun umschließt, ragt der spitze Kirchturm weithin sichtbar steil in die Höhe. Au besitzt einen Vorzug unter den Fremdenverkehrsdörfern, seine stille Schönheit ist bis heute den großen Reisebüros verborgen geblieben, während es dem klassischen Typ des Sommerfrischlers, zu dem vor allem der Münchner zählt, längst zum Begriff geworden ist. (Foto: H-Archiv)

Insschrift spätestens 1675 in Frage kommen wird. Die verschiedenen Seelsorgerposten Neffs sind bekannt: 1676 bis 1681 Hilfspriester im Markt Aibling, 1681 bis 1695 Benefiziat und Kooperator in Au, dann bis 1722 Pfarrer dortselbst. Am 17. Mai 1725 starb er als freiresignierter Pfarrer und Kommerat zu Au und wurde neben dem Hochaltar an der Evangelienseite der neuen Kirche begraben. Eine Rotmarmorplatte mit langer, wohl von Dekan Dinzenhofer verfaßter lateinischer Inschrift rühmt ihn, den im Jubeljahr verschiedenen Jubelpriester, hauptsächlich als Gründer und besonderen Wohltäter der Auer Maria-vom-Trost-Bruderschaft, die einst viele Mitglieder im bayerischen Oberland zählte und heute noch besteht. Merkwürdig ist, daß der Auer Kirchenbau auf dem Grabstein Neffs nicht Erwähnung findet. Diese Tatsache berechtigt wohl zu der Annahme, daß sich um den Bau die beiden Dinzenhoferbrüder, der Dekan und der Maurermeister, in erster Linie verdient gemacht haben, ohne daß dabei Neffs Bedeutung als tüchtiger Pfarrer und gerade auch als Bruderschaftspräses gering geschätzt werden dürfte. Insofern und rechtlich zeichnete daher Neff als Bauherr der Auer Pfarrkirche auf den noch vorhandenen Kostenvoranschlägen. Pfarrer Neff hatte nacheinander zwei eifrige Benefiziaten

als Mitarbeiter in dem damals noch so weiten Auer Pfarrbezirk, da Litzldorf und Lippertskirchen noch regelmäßig von Au aus betreut werden mußten. Es waren dies Michael Rechmann und Stephan Mayr.

Rechmann war in Mauern bei Moosburg daheim, war somit ein Landsmann Neffs. Am 25. März 1666 ist er laut Taufbuch dort getauft worden und hat er von seinem Paten Michael Mayr von Alpersdorf seinen Taufnamen bekommen. Schuhmacherseheleute waren seine Eltern Matthias und Maria Rechmann. Die alte Form des Namens „Rechmann“ weist auf das Handwerk des Rechenmachers hin, das den Ahnen den Namen einbrachte und einst für die Landwirtschaft recht wichtig war. Nach den Angaben des genannten Visitationsprotokolls 1697 hat Rechmann in Salzburg Theologie und kanonisches Recht studiert und vor sieben Jahren, also 1690 etwa, durch den Ordinarius von Chiemsee die Priesterweihe erhalten. Von seinem Priesterwirken ist folgendes bekannt: 1695 bis 1712 hatte er das Benefizium Au inne als Nachfolger Neffs. Litzldorf verdankt ihm die schöne Kirche St. Michael, die unter Rechmann vom vielbeschäftigten Baumeister Hans Mayr von der Hausstatt erbaut worden ist. 1712 bis 1716 wirkte er als Pfarrer von Berbling. Von dort kam er nach dem nahen Göt-

Die Kreuzkapelle in Niederaschau

Von Dekan Nikolaus Barth in Niederaschau

Hofwirthseheleute von Niederaschau Johann Georg Pföß und Maria Anna, geborene Mair, denen außer dem ansehnlichen landwirtschaftlichen Besitz in Niederaschau auch noch die Hälfte des Eisenbergwerks in Pillersee und Glemm gehörte, waren große Wohltäter der Kirche — sie stifteten den marmornen Johann-Nepomuk-Altar in der Pfarrkirche — und fanden deshalb nach damaligem Brauch auch ihre letzte Ruhestätte in der Pfarrkirche. Das Grabdenkmal aber, das sich beide setzten, war die Stiftung der neben der Pfarrkirche stehenden Hl.-Kreuz- oder Totenkapelle.

1752 begonnen, wurde sie an Stelle einer älteren und kleineren als Friedhofkapelle errichtet und am 9. August 1758 vom damaligen Fürstbischof von Chiemsee Franz Karl Graf von Truchsees geweiht. Grundriß, Aufbau und Ausstattung zeigen die Formen des Barocks. Als Kreuzkapelle bekam sie in den Altarraum einen holzgeschnitzten Kreuzaltar und auch die Deckenbilder sprechen vom Kreuze: über dem Altarraum die von Moses errichtete eiserne Schlange, ein Vorbild des Kreuzes Christi; über dem Schiff das Bild der Erhöhung des zurückeroberten Kreuzes durch Kaiser Heraklius; über dem Sängerkörlein der Triumph des Kreuzes Christi beim Jüngsten Gericht. Während nun das Hauptbild, Kreuzerhöhung, umrahmt ist von

den vier Bildern der Kreuzesheiligen Helena, Margareta, Franz von Assisi und Bernhard von Clairvaux, reihen sich um das Bild der Ehernen Schlange Namenspatrone der Stifterfamilie: Maria Anna, Georg, Franziska und Joseph. Beim Bilde vom Jüngsten Gerichte aber finden sich die Namenspatrone der damaligen Seelsorger, der Augustiner-Chorherren Anton Copauer und Paul Moser, ferner noch der hl. Petrus und der hl. Franz von Paula.

Zwischen Altarraum und Schiff wurde ein handgeschmiedetes Gitter gesetzt, das mit 1754 J S signiert ist. Ueber den Apostelkreuzen wurden die Bilder der 12 Apostel angebracht. An der Decke finden sich dann noch die Wappen der Stifterfamilie: die Lilie der Familie Mair und das Schiffelein der Familie Pföß (Joh. Gg. Pföß war nämlich ein Schiffmeisterssohn von Laufen). In das Türmchen kamen schließlich noch zwei kleine Glocken, von denen die eine wohl schon bei der früheren Kapelle war; denn sie trägt die Inschrift: „In aeDe aLMae beatae V. LaVrefI Ista attaCta fVit sVb RogerIo II. atqVe beneDICTa a DeI BeneDICTo XIII. In Vrbe“, woraus sich ergibt, daß diese Glocke im Jahre 1727 mit dem Heiligtum in Loreto berührt und in Rom von Papst Benedikt XIII. geweiht wurde. Erbaut hat die Kapelle wohl der Maurermeister Johann Steindlmüller, Saldorf von

ting, wo er sich als Bauherr der sehenswerten Kirche St. Michael wieder ein dauerndes Andenken gesichert hat. Nach Vollendung der Auer Kirche hat sie, wie bereits erwähnt, Wolfgang Dinzenhofer aufgebaut. Rechmann wurde in der neuen Kirche bestattet, nachdem er am 25. Februar 1727 in Götting verschieden war. Der schlichte Grabstein am Chorbogen meldet: „Drei Kirchen hat er zu seinen Lebzeiten dem hl. Michael erbaut, die Litzldorfer, die Göttinger hier und seine Seele. Die erste bewahrt sein Andenken, die zweite seinen Leib, die dritte, seine Seele, hat der hl. Michael in den Himmel übertragen.“ Auch diese, in gutem Latein verfaßte Inschrift, dürfte von Dekan Dinzenhofer sein. Ueber Stephan Mayr ist zur Zeit wenig bekannt. Er ist etwa 1682 geboren, da sein Grabstein von 1756 ein Alter von 74 Jahren angibt. 1709 bis 1712 war er Kooperator von Irschenberg, hatte er also in der damals weiten und teils unwegsamen Pfarrei einen schweren Hilfspriesterposten inne. 1712 bis 1741 war er Benefiziat in Au. Von Au kam auch er nach Götting, wo er bis 1756 als Pfarrer tätig war, und am 22. Dezember 1756 ver-

starb. Er restaurierte 1743 die Göttinger Pfarrkirche und 1746 die Fialkirche Vagen. Mayr war ein besonderer Förderer der Wallfahrt Lippertskirchen. Genau führte er das Mirakelbuch, das viele Gebetserhörungen enthält. Bei der feierlichen Einweihung der Pfarrkirche Au am 27. August 1723 durch den Freisinger Fürstbischof Johann Franz Freiherrn von Ecker — Benno Hubensteiner hat uns neuestens sein Leben und Wirken so ausgezeichnet geschildert! — hatten jedenfalls neben den beiden Dinzenhofern ein besonderes Verdienst am großen Werk des Auer Kirchenbaues, das nun gekrönt wurde, der Pfarrer Matthias Neff und seine Benefiziaten Michael Rechmann und Stephan Mayr. Das wiederholt angeführte Visitationsprotokoll 1697 hebt das schöne Zusammenwirken Neffs und Rechmanns hervor. Dieses harmonische Verhältnis, das sicher auch noch mit Stephan Mayr bestand, hat diesen Seelsorgern einen sehr guten Ruf beim Pfarrvolk und bei den vielen Bruderschaftsmitgliedern der weiten Umgebung eingetragen und daraus ist das herrliche Werk erwachsen, das heute noch erfreut: die stattliche Barockkirche Au bei Aibling.

Schlechtenberg. Den Dachstuhl fertigte der Zimmermeister Ulrich Pertl, Häuslmann von Aufham. Den Altar faßte der Kirchenmaler Balthasar Furtner. Wer sonst noch an der Kapelle gearbeitet hat, ist einstweil noch unbekannt.

Durch ihre harmonische Innenausstattung mag die Kreuzkapelle nach ihrer Fertigstellung eine Sehenswürdigkeit gewesen sein und auch äußerlich stand sie damals, noch frei von dem späteren Hausanbau, viel schöner da.

Für die Erhaltung der Kapelle sowie für die jährliche Feier des Kirchweihfestes stiftete die Hofwirtin, die sich nach dem Tode ihres Mannes mit Benedikt Schropp verheiratet hatte, 300 Gulden. Laut Fundationsbrief vom 12. Mai 1759 sollte der Mesner für die Betreuung der Kapelle jährlich drei Gulden erhalten, für das Kirchweihfest am zweiten Sonntag im Oktober aber, das mit Vesper am Vorabend und mit Amt und Predigt am Tage selbst gefeiert wurde, waren ausgesetzt für den Pfarrvikar zwei Gulden vier Kreuzer, für den Organisten und die Musikanten, die auch das Positiv, eine kleine Orgel, hin- und hertragen mußten, ein Gulden, für den Kalkanten vier Kreuzer und für den Mesner 30 Kreuzer. Am 16. Januar 1767 stiftete die Hofwirtin noch 200 Gulden für vier Quatembermessen, die nach ihrem Ableben (1777) an jedem Quatembermittwoch gelesen wurden. Außer diesen Gottesdiensten wurden am Allerheiligentag nachmittag und am Allerseelentag vormittag nach dem dreimaligen Gräberumgang in der Kreuzkapelle die Psalmen Miserere und De profundis gebetet. Auch beim sonntäglichen Asperges hat der Priester nach dem Gang um die Kirche das Schlußgebet in der Kreuzkapelle gesprochen.

Als aber 1889 der Friedhof außerhalb des Dorfes angelegt und 1903 die Erlaubnis zur Auflassung des alten Friedhofs bei der Kirche gegeben worden war, hat auch die Kreuzkapelle allmählich an Bedeutung verloren. Bis zur Erbauung des Leichenhauses im Jahre 1927 ist es öfter vorgekommen, daß Leichen bis zur Beerdigung in der Kreuzkapelle aufgebahrt und dort auch der Sterberosenkranz gebetet wurde. 1926 hat man den Kreuzaltar in die Pfarrkirche übertragen und von den beiden Glocken die eine dem Leichenhaus beigegeben und die andere der Sakristei der Pfarrkirche.

Von da an war die Kapelle nur mehr Aufbewahrungsort für Gerätschaften, die in der Sakristei nicht untergebracht werden konnten. Kein Wunder, daß sie allmählich verfiel, was von Kunstverständigen immer wieder recht bedauert wurde.

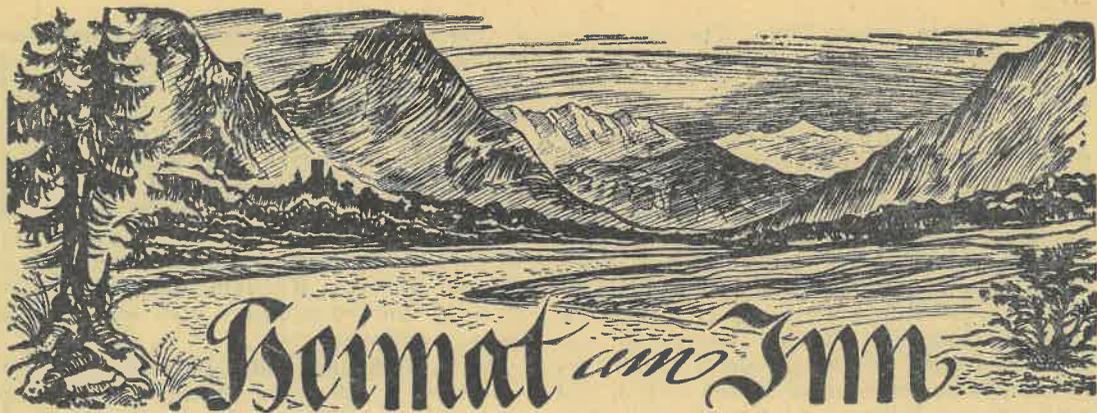
Diesem unwürdigen Zustande wurde jetzt ein Ende gesetzt durch die 1952 außen und

1954/55 innen erfolgte Renovation, die nur durch die Opferbereitschaft der Pfarrgemeinde möglich war, für die hier herzlich Dank gesagt sei. Unter Aufsicht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, vertreten durch Professor Blattner, wurden die Arbeiten durch einheimische Handwerksmeister, durch die Kirchenmaler Gschwendtner und Stein-Karlstein und die Ergänzung der Stukaturen durch Bildhauer Mayer-Faßold-München kunstgerecht ausgeführt. Dabei wurde der alte Kreuzaltar nicht wieder zurückgebracht, sondern dafür eine noch wertvollere Kreuzigungsgruppe gesetzt, die bisher in der Pfarrkirche nicht recht zur Geltung gekommen war. Zum Abschluß der Renovation wurden rechts vom Eingang noch wie auf Votivtafeln die Namen der Gefallenen der beiden Weltkriege geschrieben, so daß nun die Kreuzkapelle eine neue Bedeutung als Kriegergedächtniskapelle bekommen hat. Dabei sollen aber die vor 200 Jahren verstorbenen Stifter dieser Kapelle nicht vergessen sein.

Mitteilungen-Ecke

Das Heimathaus Wasserburg hatte im abgelaufenen Jahr wieder zahlreiche Neuzugänge. Der Leiter des Heimathauses, Studienprofessor a. D. und Stadtarchivar Josef Kirmayer spricht hiermit allen Spendern aus Stadt- und Landkreis Wasserburg im Namen der Stadt den wärmsten Dank aus. Es folgen die Namen der Spender und Angabe ihrer Spenden: Aus unserem und anderen Landkreisen: H. Anton Brandmaier, Miesbach: komplette alte Postillionsuniform; H. Josef Friesinger, Hart bei Freimehring: Maschine zum Reiter-Zäunen; Heinrich Lanz, Aktiengesellschaft, Mannheim: Lanz-Schlepper aus dem Baujahr 1922, konstruiert von H. Oberingenieur Dr. h. c. Dr.-Ing. Fritz Huber aus Wasserburg am Inn; H. Tobias Mayer, Hochhaus bei Rechtmehring: alter Holzpflug; Museum Tölz: Spinett des Komponisten Johann Kaspar Aiblinger aus Wasserburg am Inn; Fräulein Maria Schnepf, Traunstein: Biedermeier-Spazierstock unseres ehemaligen Bürgermeisters Christoph Schnepf; schließlich H. Heinrich Thusbaß, Rundorf bei Halfing: Randleistenbeil aus Bronze von etwa 1700 vor Christus.

Aus der Stadt Wasserburg: Frau Anna Dempf: Bild des Komponisten Abraham Megerle und Bild des Komponisten Johann Kaspar Aiblinger; Frau Thilde Dettenhofer: alte Pfeffermühle; Frau Erna Eichner: zwei alte Trachten; aus dem Nachlaß des verstorbenen Geheimrats Dr. Max Förster: großer Atlas; Fräulein Anna Grombaß: viele alte Münzen; H. Emil Koch: Barock-Schreibtisch und Barock-Kästchen; H. Christoph Lambacher: Gewinde-



Heimat am Inn

GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

März/April

Nummer 2

Wirtschaft und Landwirtschaft im oberen Inntal

Von F. Bauer, Pfarrer in Oberaudorf

Das Bild, das man sich vom Werden der Landwirtschaft, der Bauernhöfe und -geschlechter im oberen bayerischen Inntal macht, ist sehr schwankend. Die Ehrung verhältnismäßig sehr vieler alter Bauerngeschlechter des oberen Inntales am 8. Januar 1956 in Oberaudorf lenkte unser Augenmerk wieder stark darauf hin. Als Teilbeitrag zur Geschichte unserer Heimat scheint ein vereinfachter Ueberblick notwendig und wertvoll.

Die ganze Entwicklung hat zunächst geologischen Hintergrund. Das Gebiet zwischen Kaiser und dem Rosenheimer Becken müssen wir uns durch nördlich-südlichen Druck zusammengeschoben und gefaltet denken, so daß eine Reihe von ost-west-streichender tiefer Mulden entstanden ist, die durch die aufgefalteten Sattel der Berge heute voneinander getrennt werden. Diese von Osten nach Westen streichende Hauptmuldenzone mit ihrem dazwischen liegenden Sattel, die übrigens bis in die Gegend der Benediktenwand und nach Osten bis in das Trauntal sich verfolgen läßt, wird in ihrer Regelmäßigkeit unterbrochen durch eine Reihe von quergestellten kleineren Mulden und Satteln und durch kleinere Unterfaltungen und Untermuldungen, letztere ebenfalls von Ost nach West ziehend. Das Hauptgestein, das auch die meisten Gipfel bildet, sind der Hauptdolomit und darüber an einigen Stellen der Plattenkalk, der harte, kaum verwitternde Oberrätkalk und an einigen Stellen der Wettersteinkalk. Diese Schichten bil-

den hauptsächlich den reichen Wald- und teilweise auch Latschenboden. Wo diese Gesteine sich in die tiefen Mulden senken haben sich nach den geologischen Gesetzen die zwischen ihnen liegenden Kössener Schichten und die über ihnen liegenden rötlichen Liaskalke und Mergel und die noch jüngeren Schichten des oberen Jura erhalten und treten hier zu Tage. Diese bilden in tiefer Lage die hängigen und hügeligeren Böden und Wiesen der Bergbauernhöfe, weiter oben die umfangreichen Alm- und Weideböden. Es ist also eigenartig und gerade in unserem Gebiet ganz besonders zu studieren, wie die Art des Gesteines fast ohne Ausnahme das land- und waldwirtschaftliche Gelände und seinen Wuchs, also auch seine Benutzungsart bestimmt. Im Oberaudorfer Gebiet: Kössener Schichten: Agger-Alm, Himmelmoos-Alm, Fellalm, oberes Sudelfeld; Liasschichten: Fast sämtliche Bauernhöfe des Großen Berges (mit Ausnahme von Riedleiten), Schoiß-Alm, Grub, Zimmerau, Lechen, Wechselberg, Lengauer-Almen, Schöffau, Breitenau und Thiersee; oberer Jura. Großalm, Mitteralm, Eck und Hoheck, unteres Sudelfeld, Mühlau (vergl. H. Scherzer: Geologisch-botanische Wanderungen III. Bd.; Kösel-Pustet-Verlag, München 1936). Das Inntal selbst und die Senke Kufstein-Walchsee sind als die gewaltsamen Durchbrüche von Gletscher und Wasser durch die Regelmäßigkeit des sonstigen Baues zu denken. Das Inntal ist dabei noch weiter gestaltet worden durch den früher hier vorhandenen See und die Arbeit

des Inn bis in unsere Tage. Wir sehen also durch die geologischen Vorbedingungen das Gelände für die Landwirtschaft schon weitgehend gestaltet und bestimmt.

Aus den geschichtlichen Vorbedingungen zunächst einen kurzen Blick in die Zeit bis zur Einwanderung der Bajuwaren um 520. Ebbs darf als eine Siedlung aus der vorrömischen Zeit, nämlich aus der Zeit der Kelten betrachtet werden. Auch sonst will man noch einige sprachliche Ueberreste aus der Keltenzeit entdeckt haben. Die vorgeschichtlichen Funde, besonders am Gscheier-Bichl bei Oberaudorf, dann im Flintsbach-Brannenburger Kessel zeigen, daß auch um ein Jahrtausend vor Christus dem zerrissenen, waldigen Teil des Inntales zwischen Kufstein bis etwa Reischenhart Bevölkerung und teilweise Besiedelung nicht gefehlt hat. Die massenhaften Topf- und Vasenscherben bei Oberaudorf legen nahe, daß sogar gewisse Stützpunkte von längerer Dauer vorhanden gewesen sein müssen. Mit dem Eindringen der Römer in Südbayern im Jahre 15 n. Chr. entstand auch die Heeres- und Römerstraße von Innsbruck durch das Inntal bis nach Pfunzen mit einigen kleineren Abzweigungen im Rosenheimer Becken (Aibling, Samerberg usw.). Die Tatsache, daß die wenigen Reste dieser Römerstraße in unserem Abschnitt östlich des Inns meist wesentlich höher liegen als die heutige Talsohle, die Straße dabei sogar Umwege und Steigungen nicht scheute, verrät, daß nicht nur das Inntal sich bis heute tiefer eingeschnitten hat, sondern daß es auch damals ziemlich waldig, durch den Innlauf sehr zerrissen, teilweise feucht und naß, jedenfalls also sehr wenig bebaut und kultiviert war. Im Verhältnis zu fruchtbaren Gegenden sind deshalb auch in unserem Inntal-Abschnitt wenig römische Funde gemacht worden. Die meisten der früher so leicht für römische Wachtürme erklärten Ruinen und Aussichtspunkte, besonders am linken Innufer, können deshalb kaum aus dieser Zeit stammen.

Die Einwanderung der Bajuwaren von 500 ab in unsere Gegend und damit die Besiedelung der von den Römern übrig gebliebenen Orte, Einzelhöfe und Ruinen geschah verhältnismäßig ziemlich schnell. Neuere Forscher nehmen das Auslaufen dieser Einwanderung bis in Südtirol schon kurz vor 600 an. Der Zug und die Richtung dieser Einwanderung und damit Neubesiedlung werden einigermaßen gekennzeichnet durch die Orte mit der Nachsilbe ing (soweit sie echt und alt sind!). Verfolgen wir diese für das obere Inntal, dann erkennen wir deutlich, daß der Zug der Bajuwaren und damit der ing-Orte sich im Rosenheimer Becken in den Orten Götting, Willing, Berbling, Aibling, Pang, Aising, Happing, Raubling, Rie-

dering usw. bis Prien gestaut hat und nach Süden plötzlich aufhört. Von den zwei weiter südlich vorhandenen ing-Orten ist Milbing nur eine Späterbildung aus Muleweng und Laiming eine Späterbenennung einer Niederlassung der Herren von Laiming bei Frasdorf. Südwestlich von Kufstein, im verbreiterten und fruchtbareren Inntal gehen die ing-Orte in geringer Zahl wieder weiter. Das ist ein Hinweis, daß den Einwanderern unsere Gegend zwischen Kufstein und Reischenhart zu wild und unkultiviert war, und sie deshalb nur durchzogen.

Durch Nachschub und Bevölkerungszuwachs war 100 bis 150 Jahre später die Nachfrage nach neuem Boden und Siedlungsgelände akut geworden, so daß man sich um neues, wirtschaftlich und landwirtschaftlich nicht mehr so günstiges Gelände umsehen und vielleicht zu ersten, sehr bescheidenen Rodungsmaßnahmen schreiten mußte. Zugleich war auch sicher das Christentum schon stark in die Bevölkerung eingedrungen. Aus dieser Zeit stammen zunächst die Orts- und Einzelsiedlungen mit der Nachsilbe heim und -ham und etwas später die Orte mit kam, -dorf, -haus, teilweise auch mit -hof und -stätt. Aus dieser Zeit stammen z. B. auch die frühchristlichen Gräber mit Skeletten, Beigaben und einer Taufmünze, die in der Nähe des Bahnhofs Oberaudorf gefunden wurden. Hier finden wir nun eine ganze Reihe von Orten aus unserem Gebiet vertreten. Aus einer wesentlich späteren Zeit stammen dann die Orts- und Siedlungsnamen, die die Ortslage oder geographische Merkmale andeuten. Die Orte mit -grub, -au, -wald, -point, -wang, -tritt, -steig, -weg, -feld, -berg usw. Schließlich bedurfte es sogar stoßweise größerer Rodungsmaßnahmen. Sie verraten sich durch Verbindungen mit -gshwend, -brand (Brannenburg!), -reit, -ried, -stock, -öd usw. Die Hof- und Hausnamen aus einer weit späteren Zeit geben zur Unterscheidung teilweise die Besitzer nach ihren Berufen an, wie Müller, Kistler, Binder, Weber, Schneider und schließlich auch, die Vornamen der Besitzer wie Ull, Heiß, Lipp, Veit, Sigl, Bart, Glas, Heinz usw.

Doch damit sind wir der Zeit weit vorausgeeilt. Von 750 ab treten im Inntal verschiedentlich und langsam mehr und mehr Edelschlechter auf. Vielleicht waren sie schon früher da, nur Urkunden und Kenntnisse aus jener Zeit sind nicht mehr vorhanden. 752 beginnt der Edle Kunibert in Pang; es folgen: Holzhausen, Degerndorf, Audorf, Raubling, Redenfelden, Aising und andere Orte aus der Umgebung. Aus ihren Stiftungen, Tauschen und Uebertragungen hören wir, daß es, wenigstens im Tal, schon eine ganze Reihe von geordneten Gütern (in Audorf mögen es bis 840 fast 20 gewesen sein) gab, daß be-

Wo lag Pons Oeni?

Von Stephan Flötzl, Pfarrer in Pfaffenhofen

Die kundigen Heimatforscher werden sich über diese Frage wundern. Es ist doch seit einem Jahrhundert, seit den großen Entdeckungen der Töpfereien in Pfaffenhofen und Westerndorf, bekannt, daß dieser Römerort mindestens in der Nähe von Pfaffenhofen zu suchen ist. Das kann aber einem suchenden Forscher nicht genügen. Pons Oeni ist mehr als die beiden Fabriken. Ich könnte die Frage auch so auffassen: Wo lagen die Häuser der Fabrikherren, wo stand die Kaserne der Reiterei, die zeitweise in Pons Oeni lag? Bis heute ist davon noch keine Spur gefunden worden. Um der Antwort näherzukommen und mich nicht im Gestrüpp haltloser Vermutungen zu verirren, will ich mich an die festgestellten Tatsachen halten. Ich führe die folgenden Tatsachen an:

1. Die schon erwähnten Ausgrabungen in Pfaffenhofen (Kastenfeld) und Westerndorf; die Töpfereien waren fabrikähnliche Anlagen, die sicher auch im Dienste des Heeres standen. Die Gefäße von Westerndorf, einer Filiale des berühmten Rheinzabern, wurden bis an die Donau geliefert. Die Töpferei von Westerndorf lag sicher im Bereich von Pons Oeni, wie auch Haustätt, wo auch römische Funde gemacht wurden, ohne daß wir berechtigt wären, Westerndorf als Pons Oeni zu bezeichnen.

2. Der römische Friedhof auf der östlichen Innhöhe, der vor etwa 20 Jahren aufgedeckt wurde. Der Friedhof beweist, daß der Brückenkopf Pons Oeni nicht auf der Innhöhe gelegen haben kann. Nach dem uralten Zwölfartelgesetz (um 450 vor Christi) mußten die Friedhöfe außerhalb der Siedlung an-

gelegt werden. Die Römer bauten ihre Friedhöfe regelmäßig an der Straße; so führt uns der Friedhof (genau östlich vom Kastenfeld in Pfaffenhofen) auf die Spur der Heerstraße Salzburg—Augsburg, die am Doblergraben von der Höhe ins Tal stieg. Der sehr erfahrene Heimatforscher Herr Kastner von Ebersberg hat den Aufstieg und Abstieg der Straße festgestellt. Damit erledigt sich von selbst die Vermutung des sehr tüchtigen Vorgeschichtsforschers Dr. Reinecke, der den Abstieg in dem heutigen Weg südlich von Zaisering suchte.

3. Der Name Pons Oeni = Innbrücke, Innsbruck. Der Name ist bei jedem Ort die älteste „Urkunde“. Der Name sagt uns: Der Ort war seinem Wesen nach ein Brückenkopf zur Sicherung des Verkehrs Süd—Nord und Ost—West. Es war notwendig, die nördlichen Provinzen Noricum und Rätien mit der Reichshauptstadt zu verbinden, den Anmarsch der Legionen nach dem Norden zu sichern, zugleich den Einfall der „Barbaren“ nach dem Süden aufzuhalten. Dazu war der Stützpunkt am Ausgang des Gebirges außerordentlich geeignet. Der Name sagt: Die Siedlung lag an der Brücke und um die Brücke über den Inn. Die Römer selbst gaben der Siedlung den Namen, das beweist, daß mindestens keine bedeutendere vorrömische Siedlung am Orte war. Der Name beweist uns auch, daß es nicht die Mangfall war, die an Pons Oeni vorüberfloß. Es gab auch Forscher, die die Mangfall weiter im Norden münden lassen wollten. Leider ist der Name Pons Oeni bis heute auf keinem einzigen Inschriftstein gefunden worden, sondern nur

reits von einzelnen Grundstücken, Mühlen, Aeckern, Wiesen, Weiden, von Eigenleuten und dienstbaren Familien die Rede ist. Aus den gleichen Urkunden erscheinen die ersten Kirchen des linken Inntales zwischen 750 bis 850: Erst Pang, dann Litzldorf, Audorf, Holzhausen, Degerndorf, Redenfelden usw., Audorf bereits als hölzerne Basilika, die der Muttergottes geweiht ist. Als älteste Kirchen werden die wohl von Ebbs, Zell und Kufstein gelten müssen, die schon zur Zeit des hl. Bonifatius, also etwa 730 bis 740, bestanden haben. Das Stiftungsverzeichnis des Bischofs Arn von Salzburg zählt für die Zeit vor 788 noch folgende Kirchen auf dem rechten Innufer auf: Ebbs, Erl, Nußdorf, Roßholzen, Beuern, Rohrdorf, Lauterbach, Höhenmoos, Riedering, die jeweils auch mit Gütern und Zubehör ausgestattet waren. Diese Kirchen sind zunächst Mittel- und Stützpunkte der Seelsorge, zum Teil Eigenkirchen der Edlen.

Aus all dem geht eindeutig hervor, daß bereits vor 800 Edelgeschlechter Wirtschaft und Besitz, Güter und Kirchen weitgehend zusammengefaßt, organisiert und von sich abhängig gemacht haben. Auch die Kirchen von Freising und Salzburg hatten dank den Stiftungen auf beiden Ufern festen Besitz und Einfluß. Immerhin geht aus diesen Nachrichten auch hervor, daß einige dieser Güter un bebaut oder verödet lagen oder sich zunächst nicht bewährt hatten. Ein bestimmtes, und vielleicht weit größeres Maß als wir meinen, an Wirtschaft und Landwirtschaft war in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts also unzweifelhaft vorhanden. Es ist fast so wie eine erste große Welle spürbar. Denn ab 850 werden die Nachrichten wieder weniger, vielleicht auch als Folge der mangelnden Ueberlieferung und später der Ungarnkriege und ihrer Zerstörungen.

(Schluß folgt)

aus der „Literatur“, dem Itinerarium Anonini, einem Straßenverzeichnis aus der Zeit des Kaisers Caracalla (211 bis 217) und der sogenannten Peutinger-Tafel, die dem vorigen It. Ant. nahesteht. Neben dem Namen Pons Oeni stelle ich eine Tatsache aus der Neuzeit, die aber in die älteste Zeit, in die Zeit von Pons Oeni zurückführt,

4. den Flurnamen ad pontem lapideum, zur steinernen Brücke, der um das Jahr 1650 als Ortsname in den Pfaffenhofener Matrikelbüchern vorkommt, heute Steinbrück, südlich an das Dorf Pfaffenhofen anschließend. Der Name haftete damals wohl nur an einem einzigen Hause, dem früheren Schulhause, dem heutigen Hause von Lorenz Mayer. Der Name wird kaum über das Jahr 1200 hinaufgehen, jedenfalls aber in eine Zeit, wo mindestens noch Reste einer alten steinernen Brücke zu sehen und zu erkennen waren. Vielleicht war damals die Brücke sogar noch benützt und verband Pfaffenhofen mit Wernhardsberg, allgemein mit dem Westen. Das römische Militär hat zwar sonst hölzerne Brücken gebaut; hier aber waren sie genötigt; eine dauerhaftere Brücke über den Inn zu führen, um den Verkehr vom Osten zum Westen zu sichern. Selbst wenn sie es zuerst mit einer hölzernen Brücke versuchten, die jährlichen zerstörenden Hochwasser zwangen sie zum Steinbau. — Heute ist keine Spur mehr von der steinernen Brücke vorhanden. Als sie nicht mehr notwendig war, mußte sie verfallen und wurde, wie das überall mit den alten Steindenkmälern geschah, zu Hausbauten verwendet, spätestens um 1800, als die Bauern anfangen, ihre hölzernen Häuser in Stein neuzubauen. Es wäre auch denkbar, daß die Rosenheimer sie nach 1250 zum Bau ihrer Häuser plünderten. Mir ist kein Zweifel, daß die Steine dieser alten Brücke in irgendwelchen Häusern verborgen sind. Die Tatsache dieses Ortsnamens enthüllt uns eine andere Tatsache, die früher von vielen Forschern nicht beachtet wurde, wodurch sie zu falschen Vermutungen über die Innbrücke und damit über die Lage von Pons Oeni geführt werden mußten: Die gründliche Veränderung des Innlaufes.

5. Der Inn, ein wilder Bergstrom, wie die Isar und die Salzach, hat zu allen Zeiten sehr viel Unheil angerichtet. Es ist das Verdienst des Herrn Pfarrers und Dekans Joseph Allmer, der 40 Jahre in Pfaffenhofen wohnte und das Gelände immer wieder persönlich beging, den Innlauf in der römischen Zeit festgestellt zu haben, auch wenn die Pläne in seinem Buch nicht restlos stimmen mögen. Wir dürfen auf Grund seiner Forschungen als Tatsache buchen: Der Inn (Oenus) floß zur Zeit von Pons Oeni nicht am östlichen Hang wie heute, sondern zwischen Westendorf und Wernhardsberg, auch westlich von

Pfaffenhofen, bis über Mühlstätt hinaus, um sich erst dann nach Osten zu wenden. Die eingehenden Beweise können in dem Buch von Allmer und in den noch ausführlicheren Aufsätzen im „Inn-Oberland“ 1929 bis 1933 nachgelesen werden. Auch die bäuerlichen Grundbesitzer bestätigen, daß der Boden in diesem Gebiet alter Flußboden ist. Dekan Allmer vermutet, daß der Inn um 1200 seinen Lauf vom Westen nach dem Osten verlegt habe. Diese Verlegung hat erst das Entstehen von Rosenheim möglich gemacht, das zu den Zeiten der Römer ein „Wasser- und Sumpfloch“ war, aus dem nur der Roßacker herausragte. Von da an war die steinerne Brücke überflüssig und von da an mochte ihr Verfall beginnen (und ihr Abbruch).

6. 804 heißt Pfaffenhofen noch Phuncina, die von den Baiern umgestaltete Form von Pons (Oeni). Daß heute der Name Pfunzen nur mehr an Langenpfunzen (und Leonhardspfunzen) haftet, mag damit zusammenhängen, daß die beiden auch zur Flur von Phuncina gehörten und den Namen beibehielten, während das nördliche Pfunzen um 1100 nach dem Pfarrer neubenannt wurde, der von Wieden hierherzog.

Aus all dem dürfen wir den Schluß ziehen, daß Pons Oeni auf dem Gebiet von der Pfarrkirche bis zum Süende des Dorfes Pfaffenhofen (Steinbrück) liegen mußte. Hier standen jedenfalls die „Herrenhäuser“, die Häuser der Fabrikherren und wohl auch die nicht allzu prächtige Kaserne der stablesianischen und dalmatinischen Reiter. (Schluß folgt)

Von dö Viecherl

Bals dö Viecherl net gaab,
Wia laar waar dö Welt!
's ganze Lebn waar so graab.
Wia schlecht waarn ma gstellt!

Ma hätt nix zum Gernhabn
Und hätt nix zum Spieln,
Es kunnt 's mi glei eigrabn,
's waar net gegn mein Willn!

Gaabs koa Katz und koan Hund.
Koa Kaiberl, koa Goab.
Na waarn ma net gsund,
Weil i 's anderscht net woab!

Es taat uns neamd kratzn
Und neamad taat belln,
Und im Stall taatn dö Ratzn
Si' Märchen verzähl!

Bals dö Viecherl net gaab,
Wia schlecht waarn ma gstellt!
's ganze Lebn waar so graab,
Wia laar waar dö Welt!

Gustl Laxganger

Der Glaube an Gerechtigkeit in den Sagen unserer Heimat

Von August Leiß, Brannenburg am Inn

Das Verlangen nach Gerechtigkeit ist dem Menschen wahrscheinlich seit Urbeginn eingepflanzt. Alle Religionen und alle Gesetzbücher beruhen auf dem Wunsch der Völker, das Gute über das Böse obsiegen zu sehen. Ohne Gerechtigkeit ist kein Zusammenleben und keine Bildung von Gemeinschaften der Menschen möglich und immer schon war die schwerste und schändlichste Anklage gegen einen Herrscher oder Richter der Vorwurf der Ungerechtigkeit.

Selbst die alten Märchen zeigen deutlich den festen Glauben unserer Ahnen an den Sieg des Edlen, mag er auch zuvor durch schlimme Feuer geschritten sein. Am Ende verfällt die böse Stiefmutter oder der schurkische Räuber doch der verdienten Strafe, während die Tugend triumphiert.

Auch unsere heimischen Sagen lassen Frevel und Untat schließlich immer ihren Rächer finden. Meist sind es Hartherzigkeit und Grausamkeit gegen Arme, was die Strafe des Himmels auf die Ruchlosen herabrufft. Lassen wir uns zum Beweis einige Sagen unserer engeren Heimat erzählen:

An den Westhängen des Heubergs breiteten sich einst herrliche Almfelder aus, strotzend von Gras und Kraut. Die Sennerin Kundl aber, die hier hauste, war hartherzig und gönnte den Armen keinen Tropfen Milch. Einmal, als sie eben im Backofen neben der Hütte Brot buk, bat eine Bettlerin um ein Stück Brot. Kundl aber wies das arme Weib mit höhnischen Worten ab. Da ergrimmete das Weib, vom Hohn der Sennerin ins Herz getroffen, verfluchte sie und beschwor den Himmel, die Herzlose in Stein zu verwandeln. Augenblicklich traf das Strafgericht ein. Die Erde bebte, Feuer fuhr aus dem Berg und verwandelte Kundl und ihren Backofen zu wilden Steingestalten. Zwei sonderbare Felsgebilde an der Westflanke des Heubergs heißen heute noch: Die Kundl und ihr Backofen.

Die gleiche Strafe, nämlich Verzauberung in eine Felsgestalt, erfährt eine mächtige Fürstin, Frau Hitt genannt, die in einer Burg hoch über dem Inntal wohnte. Ihre Grausamkeit gegen Arme ruft die Rache des Himmels auf sie herab. Sie wird in einen Felssturm verwandelt, der sich hoch über der Stadt Innsbruck erhebt und „Frau Hitt“ heißt.

Die ergreifendste Geschichte vom bestrafte[n] Frevel und Untergang durch Versteinern ist die Sage vom König Watzmann. Dieser Wüterich weiß sich kein höheres Vergnügen als mit Weib und sieben Kindern das Wild zu hetzen und es endlich von den Hunden zerfleischen zu lassen. Als er einmal auf wilder Jagd an eine Hütte kommt, vor der die

Großmutter mit dem Enkelkind sitzt, läßt er beide von den Rossen zerstampfen und als die Bauersleute herbeieilen, zerreißen die Hunde auf sein Geheiß die Armen. Mit ihrem letzten Atem verflucht die Großmutter den König und die Seinen, die lachend der furchtbaren Untat zusehen. Und Gott hört den Fluch und verwandelt den Grausamen, sein Weib und die Kinder zu Stein. So stehen sie da und schauen ins Berchtesgadener Land herab: der große und kleine Watzmann und die sieben Watzmannkinder — Mahnmale für die Menschen, daß Gott Hartherzigkeit nicht ungesühnt läßt.

Manche Sagen erzählen von anderen Strafen. Doch bleibt der Grundgedanke, die Sühne für Bosheit und frevlerischen Uebermut, immer derselbe.

Vom Kaisergebirge, das früher Kaser hieß, wird berichtet, daß auf seinen Höhen sich einst fruchtbare Almen befanden, bewohnt von herzlosen, verkommenen Hirten. In lasterhaftem Uebermut erbauten sie sich eine Kegelbahn aus Käsleiben, formten Kegel aus Butter und Kugeln aus Brot und trieben also mit diesen Gottesgaben ihr lästerliches Spiel. Die Strafe blieb nicht aus. Schreckliche Regengüsse schwemmen alles Erdreich in die Tiefe, die Berge bebten und schleuderten haushohe Felstrümmer auf die Almböden und töteten Mensch und Vieh. So wurden aus blühenden Almen öde, schutterfüllte Kare.

Denselben Inhalt zeigt die Sage von der „Ubergossenen Alm“ im Steinernen Meer. Doch wurde dort die fruchtbare Landschaft, Heimat wilder, harter Hirten, von einem Eispanzer vernichtet, der heute noch auf ihr ruht.

Der Herr auf Schloß Seefeld (nahe dem Ammersee) ließ einmal in einer argen Hungersnot eine Menge armen Volkes, die zu ihm um Korn zu bitten gekommen war, in eine leere Scheune sperren, diese anzünden und die Armen elend verbrennen. Als die Bettler in ihrer Pein schrien und jammerten, spottete er: Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen? Aber bald traf ihn die verdiente Strafe: Es erschienen im Schloß so viele Mäuse und Ratten, daß er nirgends mehr vor ihnen sicher war. Endlich floh er auf die Insel im nahen Wörthsee und hoffte hier Ruhe zu finden. Aber die Plagegeister folgten ihm nach und obgleich er zuletzt sein Bett an Ketten aufhängen ließ, erkletterten sie dennoch sein Lager und fraßen ihn auf. Lange Zeit habe deshalb der See Mausee geheißt.

Die Ähnlichkeit der Sage mit jener vom Mäuseturm bei Bingen ist auffallend.

Totenbretter

Von Barbara Brückner, Fürstenfeldbruck

Wie der ländliche Kirchhof oft noch mitten im Herzen des Dorfes seinen Platz hat, friedlich von Kindern umspielt, so hat auch der Tod für den ländlichen Menschen nicht soviel Fernes, Schreckhaftes, Unbegreifliches wie für den naturfremden Städter. Daher kommt es, daß gerade in Altbaiern, „wo der Mensch noch nachbarlich wohnt dem Acker zu“, auch Gottesacker, Tod und Sterben mit schönem Brauchtum umkleidet sind. Eine typische Form desselben weist das Land zwischen Inn und Salzach auf, stärker verdichtet in seinem südöstlichen Teil, dem Chiemgau und Ruperitiwinkel. Es ist das Totenbrett.

Tief im Wald finden wir es an bemooster Tanne angenagelt oder in malerischer Gruppe gelagert, von Farnen und Eisenhut umstanden. Am Feldweg liegt es, an einen Stein gelehnt, verwaschen von Regen und Schnee und im Sommer umgeben Thymian und Schafgarben es mit ihrem Duft. An einsamer Feldkapelle bleicht eine Gruppe; am Straßenrand, wo der Bach sich in die Wiesen schlängelt; im Filz, wo die weißen Polster des Torfmooses trügerisch schwellen, liegt es als Brücke für den flüchtigen Fuß des Wanderers. Dann und wann ist eine ganze Menge fürsorglich unter einem eigenen Schindeldächlein halbkreisförmig gelagert. Einzeln grüßt es, mit grauem Flechtenbart von Heuschuppen und winderzerzausten Feldbäumen als Mahner des Todes.

Man darf es nicht verwechseln mit dem Marterl, das zum Gedenken an einen Unglücksfall an der Unfallstelle errichtet wird. Beim Marterl muß der Dorfkünstler möglichst farbig und anschaulich den Hergang des jähren Todes schildern. Beim Totenbrett besiegeln nur Kreuzlein und Namen wie eine handfeste bäuerliche Urkunde ein natürliches Sterben.

Deshalb ist auch Form und Ausstattung beim Totenbrett viel einfacher und gleichförmiger. Die Naturfarbe des Brettes weist oft keine Spur ursprünglicher Bemalung auf. Schlicht und lapidar sind auf das rohe Brett schwarze, sattgrüne oder zinnoberrote Kreuzlein und Lettern gesetzt. Es finden sich aber auch Stücke, bei denen ländliche Lust am Bunten ein kleines stilles Fest feiert. Dann ist das ganze Totenbrett braun, gelb, blau, hellapfelgrün oder weiß gestrichen, grellfarbene Striche säumen die Ränder und Herzen, Kränze, Engelsköpfechen prangen darauf. Diese buntere Ausstattung findet sich mehr im Chiemgau. An Totenbrettern in Zell bei Ruhpolding leuchten lila Blumen von braunem Grund und dunkelrote Buchstaben auf gelbem Feld. Ein Unikum an Buntheit stellt

das Totenbrett eines Feldzüglers von 1870/71 aus der Ortschaft Wasen, südlich von Ruhpolding, in der Nähe des Mühlwinkels dar. Der Grund ist schwarz, die Einrahmung blau, Kreuz und Schnörkel gelb, die Schrift strahlt zeilenweise gelb, blau, hochrot und gelbrot. Bei Laubau stößt man auf dunkelgrüne Bretter mit weißer Schrift.

Doch machen die unbemalten oder kurz und eilig mit Kreuzchen und Monogramm versehenen Stücke, auch undatierte, den Eindruck größeren Alters als die reichbemalten. Sie nähern sich mehr dem ursprünglichen Zweck des Totenbrettes als Bahr Brett. Maria Eysn schreibt (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 8. Jahrgang 1898), daß in Anger bei Höglwörth bis 1880 die Leichen noch auf und mit dem Brett beerdigt wurden. „Vor einem Menschenalter wurde zu Ramsau bei Berchtesgaden die in Leinwand genähte Leiche aus dem Sarg, der für alle diente, gehoben; man ließ sie vom Brett langsam in das Grab gleiten. Das Brett, worauf der Tote geruht, wurde bei dem Leichenzug mitgetragen und draußen niedergelegt“ (Maria Eysn: Totenbretter um Salzburg, Seite 208). Für Ruhpolding bestätigt dasselbe Peter Bergmaier (Peter Bergmaier, „Ruhpolding“, 1924, Seite 294). Heute ist das Totenbrett lediglich ein Erinnerungszeichen, Symbol des einstigen „echten“ Bahr Brettes. Aber der Bauer, der den Pflug an ihm vorüberführt, der sonntägliche Kirchgänger, der Wanderer zwischen den Dörfern — alle spüren die ehrfürchtige Mahnung des Todes an ihrem Weg. Vermorschte Bretter sinken um, neue drängen nach, und Sonne, Wind und Schnee gehen hin über ihr stilles Dasein. So lebt hier ein Stück echtes Brauchtum unbeachtet von der großen Welt auf einsamer Flur fort als Brücke zwischen Gegenwart und früher Vorzeit unseres Volkes.

's Blasln

Vom „Blasln“ in früherer Zeit

Jene eingeführten Sitten auf dem Land, die keinen ersten Traditionsgrund oder in ihrem Ursprung keine geschichtlichen Tatsachen nachzuweisen haben, sind gewöhnlich die lustigsten Vergnügen. Zu ihnen gehörte auch das „Blasln“ am 3. Februar.

Der hl. Blasius hätte es sich kaum träumen lassen, daß sein Tag so volkstümlich werden würde. Der Legende nach rettete der fromme Mann einem Knaben, der eine größere Fischgräte verschluckt hatte, vom Erstikungstod und so wurde der Heilige zum

hilfreichen Volkspatron für Halsleiden. Mit dem „Blasln“ als weltlichem Fest hat diese Legende nichts zu tun, aber auch die kirchliche Zeremonie mit den zwei gekreuzten Wachskerzen, deren Schein Hals und Gesicht der Andächtigen bestrahlt, gibt uns keinen Anhaltspunkt, obwohl sich der religiöse Sinn dieser kirchlichen Gepflogenheit bis in unsere Tage herein voll bewahrt hat.

Das eigentliche „Blasln“ weltlicher Lustbarkeit — übrigens schon seit dem ersten Weltkrieg abgekommen — hatte nichts mit Glauben oder Aberglauben zu tun. Es war das vergnügte Austoben einer kraftstrotzenden ländlichen Jugend, wobei nicht gesagt ist, daß nicht auch die älteren ländlichen Dienstknechte daran teilnahmen.

Die nicht mehr jungen weiblichen Ehehalten jedoch, die nicht mehr tanzlustig waren oder sich schon weniger begehrenswert fühlten, gingen von der Kirche weg heim und erzählten dann der Bäuerin „wia laut daß beim altn Wirt iatz scho obageht“. Und diese Botschaft stimmte; stimmte überzeugender als manche Geige oder Zither im Wirtshaus, denn die tanzlustigen Paare ließen den Musikanten kaum Zeit zum langen Prüfen der Instrumente. Bei dem großen Tanzverlangen war es gleich, ob die Musik schön war oder nicht, ob sie klangrein war oder musikalische Ohren beleidigte. Die Hauptsache war die Lautstärke. Mit einer „zarten“ Musik war nicht gedient und deshalb hatte die „Ziach“ den Vorzug.

Und so ging es denn los: Trinken, Essen, Tanzen, Jauchzen, Stampfen — und wenn die Kellnerin mit den gefüllten Maßkrügen zu lang ausblieb wurde auch „ein bißl gfluacht“. Aber lustig war's! Der Bruchstoanaknecht hatte am frühen Nachmittag schon ein großes Bedürfnis zum „Singen“, die Bergauferzilli aber einen großen Sohlendefekt am linken Schuh.

Und der Anderl singt:

„'s Diandl hot gsogt, 's Diandl hot gsogt:
Tuast mit mir blasln,
Därfst auf d'Nocht, därfst auf d'Nocht —
Aa mit mir gschpaßln!“

„Geh, du bist aba oana, dös hättst ja net z' singa braucha; woast, d' Leit denkan si glei oiahand dazua“, moant d' Stauderer Dirn zum Anderl, mit dem sie grad tanzt. Man kann es schwer beurteilen, ob die Gesichtsröte des Dirndls vom Tanzen kommt oder auf eine Geschämigkeit zurückzuführen ist, auf jeden Fall fühlt sich das Diandl geschmeichelt und was die zwei als Geheimnis teilen, geht andere Leute nichts an.

„Jessa na, Zenzl, wos host denn du heint für an schüchtan Bierzoiha (Zahler), der traut si ja gor nix z'sogn und rout werd er a scho, kaam schaut ma'n o und s' Tanzn glaab i, ko a aa net!“ „Mia is a guat gnuag; d' Hauptsach is, daß eahm da Vata hübsch eppas mitgeb'n hot, dös a votoa därf mit mia!“

„Aba du kost ja gor net flankln mit eahm!“ „Dös is ma gleich, i bleib desweg'n net sitzn!“ „Tua no net gor so protzi und gschnappi und dei Buaberl brauchst net gor so voteidinga, dös nimmt da koana.“

Das Buberl, ein rarer Bauerssohn, hat zwar nicht alles gehört, was die zwei Dirnen im Wortgefecht sagten, er wäre auch kaum so rot geworden, wie später auf dem Heimweg, als die Zenzl den schüchternen Jüngling zum Dank fürs „Blasln“ herzlich und gutgezielt abbusselt und er es seinen siebzehn Jahren schuldig ist, solch unvermutetes Geschenk nicht einfach abzulehnen.

Der Miesbacher Benni aber hat an diesem „Blasl“-Abend keine Leiter gefunden, obwohl er in einem Gsangl behauptet hat

„Und 's Diandl hot gsogt,

's Diandl hot gsogt;

Druckt di a Kumma

Kimme auf d'Nocht, kimm auf d'Nocht,
is net weit uma!“

Nicht selten brachte das „Blasln“ auch die Entscheidung zwischen jungen Leuten, zwischen denen sich schon früher, oft am Stephanitag mit dem Kletzenscherz und zu Lichtmeß mit dem Wachstock etwas angebahnt hatte.

Wenn sich der weltliche Brauch des „Blasln“ nach dem ersten Weltkrieg nicht mehr halten konnte, war daran nicht allein der Krieg schuld. Vielmehr brachten die Zeitverhältnisse im ganzen bezüglich der bäuerlichen Ehehalten eine große Umwälzung. Der Fortschritt zwang das „Blasln“ zum Rückzug.

Franz Fritz, Stetten bei Rimsting.

Betrachtung

Jeder Weg endet
und ist er noch so weit,
Alles was wird,
zerschlägt die Zeit,
Nichts bleibt beständig,
alles vergeht;
Nichts ist von Dauer,
wo es auch steht.
Die Schöpfung allein nur
kennt Ewigkeit —
Sie ist unendlich,
kennt keine Zeit.

E. Fangohr

Die Chronik

1440. Gutenberg erfindet die Buchdruckerkunst (Druck von einer Form aus beweglichen Buchstaben) und führt damit den menschlichen Geist aus der Einsamkeit der Schreibstuben. 3000 Jahre vor Gutenberg war einem unbekanntem Denker die Schöpfung des Lautalphabetes gelungen.

Chronik Kirmayer

1442. Mit diesem Jahr beginnen die noch im Stadtarchiv Wasserburg ruhenden Stadtkammerrechnungen.

Chronik Kirmayer

1442. Mit anderen Städten wurde auch Wasserburg von Heinrich dem Reichen befragt, ob der 1442 in Mühlendorf erhobene Zoll für jedes Faß Wein aus dem Innebürge mit 1 fl. altes Herkommen sei. Wasserburg und Hall erklärten diesen Weinzoll als Neueinführung.

Chronik Kirmayer

1445. Zu den Münchener Festungswerken werden Froner aus dem ganzen Land herangezogen und müssen gegen täglich einen Pfennig Lohn und Brot ohne weitere Verköstigung je vier Werktage arbeiten.

Chronik Kirmayer

1446. Eine Glocke goß der Glockengießer Konrad in Wasserburg, die vielleicht noch jetzt vom Turm des Stiftes Haug zu Würzburg ruft.

Chronik Kirmayer

1448. Schon in diesem Jahre gab es in Wasserburg einen Uhrmachermeister. Laut Rechnungseintrag (im Stadtarchiv) wurde er mit zwölf Schilling entlohnt. Im 18. Jahrhundert kann Wasserburg zwei bedeutende Uhrmachermeister aufweisen. Der am 13. September 1709 als Bürger aufge-

nommene Uhrmacher Anton Wagner aus Weilheim fertigte 1719 die 6 Zentner schwere Turmuhr in Schnaitsee und 1732 die dreieinhalb Zentner schwere Kirchenglocke in Amerang. Er stellte letztere um 107 Gulden 18 Kreuzer her, Nach der Aufschrift am Uhrwerk ist es das 24. Werk dieses Meisters. — 1748 erhielt die Kirche in Niederschau für 270 Gulden eine neue Turmuhr aus der Werkstätte des Johann Georg Wagner in Wasserburg. — Im Aiblinger-Raum des Heimathauses befinden sich zwei wertvolle Uhren des am 11. Februar 1763 hier als Bürger aufgenommenen Uhrmachers Johann Georg Nußhard, der 1773 bis 1789 auch des Inneren Rates war. Die eine Standuhr wurde vor einigen Jahren um 150 Mark erworben. Die mit der Jahrzahl 1763 versehene Pendeluhr, in deren Zifferblatt der Name des Meisters eingegraben ist, wurde im April 1928 von Major Angermüller in Braunau am Inn um 180 Mark für das städtische Museum angekauft.

Chronik Kirmayer

1450. Im 14. Jahrhundert erblühten als besuchte Wallfahrtsorte: Maria Dorfen, Maria Thalheim und Hl. Blut nächst Erding sowie das eine Stunde von Dorfen entfernte Stift St. Wolfgang, und ein uraltes Mirakelbuch von letzterem Wallfahrtsorte beurkundet, daß um 1450 außer Atötting folgende Wallfahrtsorte die blühendsten und besuchtesten waren: der hl. Berg Andechs, Tuntenhäuser, St. Emmeran in Helfendorf, Frauenthalheim, Dorfen und St. Wolfgang. (Zöpfl 1855, S. 20).

Chronik Kirmayer

Nutzen oder Schädlichkeit des Bieres

Der Professor sitzt beim Dämmerchen. Zu ihm gesellt sich ein 86 Jahre alter Wasserburger Bürger. Sie unterhalten sich über dies und das. Weitere tägliche Stammtischbrüder finden sich ein, während der Alte gerade erzählt: „Ja, da muaß i Eahna was sag'n über's Bia. Wissen S', wie i 42 Jahr oid war und in Rosenheim a G'schäft g'habt hab', a Zigarr'ng'schäft, hat mei Herz auf oamoi 's Pumpern o'g'fangt. Mia is net recht z' Muat g'wen und i geh zum Dokta. Wissen S', was der g'sagt hat? „Mein lieber Mann', hat er g'sagt, „Sie dürfen jetzt drei Monate lang keinen Tropfen Bier trinken.“ Ja, dös hat er g'sagt. I hab glaabt, mi trifft da Schlag, aber no, ma muaß tou, was notwendi is und wenn i ma was vornimm, na hoit i's aa. Und so war's. Aber wie da drei Monat umi war'n. schrei i: Kathi — dös war mei Frau —, geh und hoi ma a Maß Bia! Gesagt, getan! I setz an, aba 's Bia hat ma überhaupt net g'schmeckt. Jetzt hab i Angst g'habt, daß i

des Absterbens Amen bin, weil ma 's Bia aa nimmer schmeckt. Aba es is anders kemma, denn nach etwa sechs bis sieben Wochen hab i zu oana Festivität nach Schalldorf bei Rott müass'n.“ „Nun, was haben Sie da getrunken?“ fällt der Professor ein. „Net z'weni, sag i, so ungefähr 29 Hoibi.“ „Ja, was hat denn dann 's Herzpumpern g'macht?“ „O mei“, sagt der Alte, „seit der Zeit hab i überhaupt nix mehr g'merkt, i glaab, i hab's daschwoabt.“

J. K.

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühlendorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühlendorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

Mai/Juni

Nummer 3

Wirtschaft und Landwirtschaft im oberen Inntal

Von F. Bauer, Pfarrer in Oberaudorf

(Schluß)

Viele meinen, daß nun alles so dahinfiehet, bis die Grafen von Falkenstein, zwischen 1150 bis 1247 auf dem Höhepunkt ihrer Macht, die erste Förderung im Inntal brachten. Da geschieht 924 zu Rohrdorf etwas, was zunächst sich von anderen Gütertauschen nicht sehr unterscheidet. Eine hochedle Frau Rihni läßt sich in Rohrdorf nieder und erhält auf einem Verhandlungstag vom Erzbischof in Salzburg in Gegenwart von Gesandten des Herzogs 18 Güter und Kirchen (fast alle östlich von Gars) mit allen Einkünften, dazu Zehent von neun weiteren Kirchen um den Simssee. In den kommenden Jahren hören wir aus einer Reihe von Verhandlungen und Gütertauschen, daß sie und ihre zahlreichen Söhne und Töchter im ganzen Inntal Besitzungen haben (bis Innsbruck, selbst bis Bozen, und umgekehrt bis über Mühldorf, Tüßling usw.) und nun immer noch weitere Güter erhalten entweder im Inntal: Erl, Riederling, Rohrdorf, Audorf, oder aber auch im östlichen Isengau. Diese hochedle Dame war wahrscheinlich die Schwester des 907 gefallenen Markgrafen Luitpold, in erster Ehe mit einem angesehenen Grafen des Aribonenhauses, in zweiter mit einem ebenso angesehenen und reichen Grafen des Isengaus verheiratet, nämlich dem Grafen Oudalbert. Aus diesen Ehe stammen eine ganze Reihe von angesehenen Söhnen und Töchtern, die wiederum sehr hohe Verbindungen eingingen. Oudalbert selbst aber zieht sich in reiferen

Jahren aus seiner Ehe in den geistlichen Stand zurück und erscheint uns 923 bis 935 sogar noch als Erzbischof von Salzburg, eben der oben Erwähnte. In dieser Eigenschaft hat er, wie auch seine Verwandten und einige der ihm verwandten folgenden Erzbischöfe von Salzburg der Familie der Rihni durch Kauf und Tausch eine ganze Reihe von Gütern, Kirchen und Orten zuweisen und so ihren bisherigen Besitz im Isen- und Chiemgau und im Inntal zu einer Art Familienherrschaft oder Hausmacht ausbauen können. Und hinter dieser Familie stehen die angesehenen Verwandten: Grafen im Isen- und Chiemgau, Grafen um Schnaitsee und Salzburg, ja selbst Markgrafen der Ostmark und später in der Steiermark. Die Mitglieder der Familie stehen dem Aribonenhaus genau so nahe wie dem Herzoghaus, sind Berater und Vögte am Erzbischöflichen Hof in Salzburg, sind beim Bischof in Freising zu treffen und wohl auch als Vögte von Klöstern und Stiften. Ueber 100 Jahre können wir ihren Einfluß, ihre Organisation und ihre Herrschaft hier verfolgen. Denn nach dieser Zeit finden wir plötzlich eine geordnete und fest zusammengefügte Grafschaft im Inntal in den Händen ihrer Nachfolger, wahrscheinlich durch Heirat. Es ist nur schade, daß die Lücken zu groß, die Angaben so wenig und die Verzweigungen der Familie so weit sind, daß bis jetzt kein geschlossenes Bild darüber entstehen kann. Alle bisherigen Chroniken des Inntales gehen auch darüber hinweg.

Ihre Nachfolger aber tauchen zuerst im Isengau als Edle auf, erscheinen im Vilstal begütert schließlich als Edle und Grafen des Mangfallgaues in Weyarn, als Vögte und Präses im Kloster Tegernsee. Auf dem Umweg über die Erwerbung der Herrschaft und Grafschaft Neuburg (bei Vagen) und der Vogtei Aibling errangen sie zunächst große Besitzungen und schließlich durch Heirat auch die Herrschaft über das oberbayerische Inntal. Und dann stehen sie als Grafen von Falkenstein vor uns, zugleich Grafen von Neuburg, Hadmarsberg und Herrantstein, als Vögte des Klosters Herrenchiemsee, des Salzburger Kirchenbesitzes im Chiemgau, des Leuken- und Brixentales und als Lehensnehmer der angesehensten und edelsten Geschlechter des bayerischen Landes, der Bischöfe und Herzöge. Etwa von 1130 an tragen sie in vier Generationen den Namen Siboto und entfalten nun bis 1247 eine ansehnliche Herrschaft und Entwicklung im ganzen Inntal, im bayerischen Oberland bis Tegernsee und Dietramszell, bis hinein nach Tirol und zum Pinzgau.

Aus dem von Graf Siboto I. zwischen 1133 bis 1193 niedergeschriebenen Codex Falkensteinsis, einem Erbschafts-, Güter-, Abgaben und Besitzverzeichnis, erhalten wir einen wertvollen Einblick in die Wirtschaft der damaligen Zeit und der Grafen von Falkenstein im besonderen, besonders auch in die Landwirtschaft und ihre Entwicklung, wie wir ihn kaum je aus den Klostertraditionen und Herzogsurkunden entnehmen können. Wir hören nicht nur von vielen Orten wie Brannenburg, Degerndorf, Ober- und Unterflintsbach, Fischbach, Ober- und Niederaudorf, Mühlau, Schöffau, Mühlbach und Schweinsteig, sondern auch von einer großen Zahl von Einzelhöfen, ihrem Betrieb und ihrer Verwaltung, ihrer Größe, ihren Steuern und Abgaben. Wir lernen den landwirtschaftlichen Betrieb in den Herren-, Zins- und Pachthöfen, auf den stark geförderten Almen und Schweigen (Viehhöfe), zum Beispiel schon allein in zehn Schweigen auf dem Audorfer Berg kennen. Wir hören, daß von Bauern mit Ackerboden Weizen, Roggen, Gerste und Hafer, Bohnen, Erbsen, Kraut, Gemüse und Wein gebaut wurde, daß von den Viehhöfen Kühe, Kälber und Käse gegeben wurden, daß neben dem Großvieh Schweine und Ziegen, dann Hühner, Gänse und anderes Geflügel gehalten wurden. Wir lesen von Bierbrauerei und Metsiederei, vom Weben der Stoffe wie von der Bewaffnung der Reisigen, von der Ausstattung der Kirchen wie von der Tätigkeit der Sänger und Musikmacher.

Die 1180 zu bayerischen Herzögen ernannten Wittelsbacher, zunächst also Herzog Otto von Wittelsbach, sahen sich einer zerrissenen

und durch viel Einzelbesitz zerstückelten herzoglichen Macht gegenüber. Durch Erbschaften, Uebernahme des Besitzes der erlöschenden Geschlechter, Abnahme der Aemter und Vogteien, nicht weniger durch Kampf und Kriege versuchten sie zu einer einheitlichen, starken Macht zu kommen. In der Durchführung ihrer Macht- und Hausmachtspolitik waren ihnen auch die übermächtig gewordenen Grafen von Falkenstein ein Dorn im Auge. Schon um 1200 hatten die Herzöge Zellenbesitz in der Herrschaft der Falkensteiner gebildet und das erste herzoglich-bayerische Ubar von 1224 beweist, daß sie daran großen Erfolg hatten. 1247 benützte Herzog Otto einen ausgebrochenen Kampf gegen den Grafen von Wasserburg, um auch gleich mit dessen Freund und dem Parteigänger der Päpste, nämlich dem Grafen von Falkenstein, aufzuräumen. Siboto II. war kurz vorher gestorben, Siboto III. aber starb bald darauf, wahrscheinlich in Gefangenschaft. Der weitaus größte Teil seines Besitzes wurde ihm genommen, seine Nachfolger waren nur mehr Schattengrafen, bis 1272 auch der wahrscheinlich letzte der männlichen Nachkommen durch Ermordung starb.

Das zweite herzoglich-bayerische Güter- und Abgabenverzeichnis, wenige Jahre darnach ausgestellt, zeigt, daß nun die Herzöge neben dem bisherigen Verwaltungsamt Audorf sogar ein zweites in Flintsbach für die den Falkensteinern abgenommenen und sonst erworbenen Besitzungen errichteten, sodann auch wirtschaftlich, politisch und landwirtschaftlich das Erbe der Falkensteiner weiterführten. Die Entwicklung der Bauernhöfe und ihrer Geschlechter, der Schweigen und Almen geht weiter und wird nach bewährtem Falkensteiner Rezept gefördert. Und schon sehen wir, daß die ältesten der heute vertretenen Geschlechter und Namen in jene erste Zeit der Herrschaft der bayerischen Herzöge hineinreichen. Wohl sind seitdem neue Herrschaften im Inntal gefolgt, neue Entwicklungen und Einflüsse tätig gewesen, wohl haben Kampf, Krieg, Pest und Seuchen, Handel und Verkehr eingegriffen, wohl haben die Zeiten große Umstellungen gebracht, aber die Grundlagen und die ersten Entwicklungsstufen waren für unsere Gegend, für unsere Bauern und ihre Landwirtschaft damals geschaffen worden.

Bis zum Jahre 1500 übten die Herzöge von Oberbayern Herrschaft, Verwaltung und damit die wesentliche Gestaltung über das obere Inntal aus bzw. ließen es verwalten durch ihre Pfleger, Richter und Kastner in Rosenheim, Falkenstein, Auerburg und Kufstein. Noch 1478 gibt uns das Saalbuch der Auerburg ziemlich eingehende Notizen über die Inhaber der Bauerngüter zwischen Degerndorf und Kiefersfelden, ihre Hofeinteil-

lung, ihre Almen, Abgaben und Steuern. Wertvolle Ergänzung dazu sind die Rechnungen der Pfleger der Auerburg in der Zeit von 1477 bis 1556. Sie erwähnen auch gelegentlich, wie die Wellen der „neuen Zeit“ in unser Gebiet hereinschlagen, Widertäufer und Reformation, Bauernkriege und politische Umwälzungen an der Grenze (1504 Kampf gegen Oesterreich und Preisgabe der bis dahin bayerischen Gebiete Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg!). Zwischen dem eigentlichen Herrschafts- und Verwaltungsgebiet der Herzöge im Inntal lagen aber immer noch und waren von einem gewissen Einfluß im Inntal die kleineren Herrschaften bzw. Hofmarken wie Brannenburg, Neubeuern, Urfahrn usw. und ferner die Städte Rosenheim und Kufstein.

1500 verkauften die bayerischen Herzöge Schloß und Herrschaft Falkenstein mit der Auerburg, ihren Besitzungen und Rechten an den Tiroler Burgherrn Wolf Hofer, der auch Urfahrn und Wildenwart sich zu sichern gewußt hatte. 1531 nahmen die Herzöge den Verkauf wieder zurück, um dann 1556 um 10 000 fl. wiederum zu verkaufen, diesmal an Gg. Graf von Hundt zu Lauterbach, der sich fortan auch nach Falkenstein benannt. Wenn gleich die Grafen von Hundt nur zeitweise in eigener Person, meist aber durch Pfleger aus Kreisen der Edlen ihre Herrschaft ausübten, so ist ihr fördernder Einfluß und ihre edle Bemühung um eine gerechte, ruhige und entwicklungsreiche Gestaltung der sonst so tristen Verhältnisse jener Zeit überall zu spüren. Leider war der bewährte und gerade in den Stürmen der Reformation so aufrechte und weitem einflußreiche Pfleger der Auerburg, Coloman Münch zu Münchhausen, zu Anfang ihrer Herrschaft gestorben. Wahrscheinlich haben die Stürme des 30jährigen Krieges und die damit verbundenen wirtschaftlichen Erschütterungen die Grafen von

Hundt, nämlich Graf Karl Dietrich zu einem Verkauf der ganzen Herrschaft Falkenstein 1645 an das Geschlecht der Grafen von Ruepp veranlaßt. Besonders interessant ist aus der Zeit der Grafen von Hundt die Beschreibung des Inntales und seiner Umgebung durch Apian in seiner Topographie (1582), ähnlich einer späteren durch Wening 1701/02. 1768 bis 1843 stand schließlich die Herrschaft unter den Grafen von Preysing. Die Entwicklung der Verhältnisse, besonders auch der Landwirtschaft seit 1500, der starke Einfluß von Handel und Gewerbe, die Verbindung vieler Bauernhöfe mit einem Heimgewerbe wie Schoperei, Weberei, Nagelschmiede usw. sind aus einer Reihe von Büchern und Darstellungen über unser Inntal genügend bekannt, als daß sie hier wiederholt werden bräuchten; ebenso die starken Impulse der Samerei und Innschiffahrt besonders für Samerberg, Neubeuern und Nußdorf, der Errichtung neuer Handwerkersiedlungen (z. B. Audorf nach 1500 „am Graben“), von 1600 der Eisenwerke in Kiefersfelden, die Einführung der Eremiten- und Laienschulen, die zahllosen Truppendurchzüge und kriegerischen Ereignisse bis zu den Zerstörungen von 1704 und 1743 und herauf zu den Aufgaben und Auseinandersetzungen unserer Zeit und dem Aufschluß des Inntales für den Fremdenverkehr.

So steht aber die Entwicklung von Landwirtschaft und Bauertum im Inntal wie ein Symptom der ganzen Entwicklung unserer Heimat und ein Vorbild der Treue, Kernhaftigkeit und aufrechten Art unseres Volkes da. Und es wäre nur aller Wunsch, daß auch der junge Mensch von heute sich hineingestellt, verpflichtet und verbunden weiß einer solchen Entwicklung, wie die markanten Worte des Präsidenten des Bayerischen Bauernverbandes, Herrn von Feury, auf der großen Kundgebung der Altbesitzung vom 8. Januar 1956 in Oberaudorf so maßgebend betonten.

Wo lag Pons Oeni?

Von Stephan Flötzl, Pfarrer in Pfaffenhofen

(Schluß)

Nach diesen Tatsachen möchte ich noch eine Vermutung anführen zur Stütze des obigen, eine Vermutung, der beinahe der Wert der Gewißheit zukommen wird. In der Pfarrkirche von Prutting ist ein Weihestein eingemauert, der von einem Sieg der Römer am 27. Juni 310 berichtet und von der Erneuerung eines Victoria-Tempels aus diesem Anlaß. Leider ist nicht angegeben, wo der Tempel stand. Doch wird kaum zu zweifeln sein, daß er nicht in Prutting stand, das keine römische Vergangenheit hat, auch fern von

der Römerstraße liegt. Als Standort dieses Victoria-Tempels wird nur Pons Oeni in Frage kommen. Und hier in Pons Oeni suche ich den Tempel an der Stelle der heutigen Pfarrkirche. Die Pfarrkirche steht merkwürdig erhöht über der Umgebung. Ob die Erhöhung natürlich ist, halte ich für fraglich. Da mir die Weihe-Inschrift für die Geschichte von Pfaffenhofen-Pons Oeni wichtig zu sein scheint, der Text aber nur sehr wenigen bekannt und zugänglich sein wird, so möchte ich ihn hier an dieser Stelle einrücken, und zwar den lateinischen Text (wobei die Ab-

kürzungen bereits aufgelöst sind) und anschließend die deutsche Uebersetzung.

Victoriae Augustae sacrum pro salutem dominorum nostrorum Maximini et Constantini et Licinii semper Augustorum Aurelius Senecio vir perfectissimus dux templum numini eius ex voto a novo fieri iussit per instantiam Valerii Sambarrae Praepositi equitibus Dalmatis Aquesianis Comitatus libens, laetus, merito ob victoria facta V. Kal. Iulias Andronico et Probo consulibus.

Der Victoria Augusta (= göttlichen) geweiht; zum Heile unserer kaiserlichen Herren Maximinus, Constantinus und Licinius ließ Seine Exzellenz (vir perfectissimus) Aurelius Senecio, militärischer Befehlshaber, ihrer Gottheit den Tempel seinem Gelübde gemäß neu erstehen unter der Oberleitung des Valerius Sambarra, Obersten der dalmatischen aquesianischen Reiter des Feldheeres, froh, freudig, nach Gebühr wegen eines am 27. Juni im Konsulat des Andronicus und Probus (= 310 nach Christus) errungenen Sieges.

Der Weihe-Inschriftstein ist, abgesehen von der heimatkundlichen Bedeutung, in mehrfacher Hinsicht merkwürdig. Bedenken wir: Die Erneuerung des Tempels geschah 310/311, also in einer Zeit, wo das Heidentum bereits kraftlos geworden war. 313 erließ Kaiser Konstantin das berühmte Mailänder Edikt, womit das Christentum den Sieg errungen hatte. Der Erneuerer des Tempels, der höchste militärische Befehlshaber im ganzen Gebiete, Aurelius Senecio, der seinen Sitz jedenfalls in Castra Regina (Regensburg) hatte, war noch ein frommer Verehrer der alten Götter. Gerade in Regensburg sind in der diokletianischen Christenverfolgung mehrere Märtyrer gestorben. Wir gehen kaum fehl, wenn wir diese Opfer auf Rechnung des Aurelius Senecio setzen. Auch die christlichen Töpferarbeiter in Pons Oeni mögen mindestens Schwierigkeiten bekommen haben. Wir dürfen annehmen, daß der Herr Oberst Valerius Sambarra, der die Leitung des Tempelhauses hatte, der gleichen Gesinnung wie sein militärischer Vorgesetzter war.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, in welcher Provinz Pons Oeni lag, in Noricum oder Rätien. Bevor die Frage nach dem Innlauf gelöst war im Sinne von Dekan Allmer, hatte niemand darüber einen Zweifel: in Rätien. Nach der allgemeinen Anschauung ist der Oenus die Grenze der beiden Provinzen. Dekan Allmer hat einen Plan von Pons Oeni entworfen, auf dem er scheidet: Pons Oeni Raeticus und Noricus (er schreibt irrtümlich Raetica und Norica!). Ich halte es für unmöglich, daß der Ort auf zwei Provinzen aufgeteilt gewesen sein könnte. Das kommt wohl bei heutigen Grenzziehungen vor, wo es möglich ist, daß die Grenze sogar ein Haus teilt! Es mochte für die militärische Einteil-

lung gleichgültig sein, zu welcher Provinz Pons Oeni gehörte, da der dux Raetiae in Regensburg jedenfalls auch Befehlsgewalt im westlichen Noricum hatte. Die politische Führung, die im Jahre 310 bereits von der militärischen getrennt war, verlangte die Zugehörigkeit entweder zu Noricum oder zu Raetien. Da der Inn im Westen von Pfaffenhofen floß, ist es durchaus möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß Pons Oeni zur Provinz Noricum gehörte. Und wenn wirklich ein Arm des Oenus von Haustätt östlich floß und sich südlich von Pfaffenhofen wieder nach dem Westen wendete, wie Dekan Allmer will, dann hat man sicher die Grenze so gezogen, daß der ganze Ort zu derselben Provinz gehörte, sei es Raetien oder Noricum. Daß auch westlich des alten Innlaufes Siedlungen bestanden, ist sicher. Im Herbst 1904 wurde im sogenannten Ertfeld eine Grabung vorgenommen, wobei ein „geplatteter Boden“ zum Vorschein kam. Die Grabung wurde leider nicht zu Ende geführt. Es war jedenfalls der Rest eines Hauses, kaum einer Arbeiterbaracke.

Ob wir hoffen dürfen, daß von den Anlagen des „vornehmen Pons Oeni“ einmal etwas gefunden wird? Das meiste wird sicher für immer verloren sein, vielleicht schon seit einem Jahrtausend. Es ist bis heute nicht gelungen, die Römerstraße auf dem Gebiet von Pfaffenhofen sicher festzustellen. Als bei der Legung des Telefonkabels von Rosenheim bis Rott neben der Bundesstraße 15 ein 80 Zentimeter tiefer Graben gezogen wurde, erwartete ich sicher, daß auch die Römerstraße angegraben werden müsse; aber die Hoffnung war vergeblich. In der ganzen Strecke von der Dorfmitte bis zur „Steinbrücke“ wurde am 29. September keine Spur eines Straßenpflasters gefunden. Auch hier wird die zerstörende Kraft des Inns die Schuld tragen oder die Straße liegt noch tiefer als 80 Zentimeter. Es kann also trotzdem noch einiges im Boden verborgen liegen. Und da sei die Bitte an die Pfaffenhofener gerichtet, daß sie bei Bauten und sonstigen Grabungen achtgeben mögen. Der Fachmann vermag aus einem einzigen Stein wichtige Schlüsse zu ziehen und ein Rätsel zu lösen, das ohne solche Funde niemals wird sicher gelöst werden können.

1458, 24. August. Conrad Diener, Pfarrer zu Eyselfing, verschreibt der Priesterbruderschaft zu Wasserburg ein halbes Pfund jährliches Geld von einem Haus in der Stadt mit der Bestimmung der Abhaltung eines Jahrtages in der St.-Jakobs-Pfarrkirche mit Vigil und gesungenem Seelamt, dazu man opfern soll zwei Semmel und eine Maß Wein. (Urk.-Regeste 46.)

Vom Klosterturm auf Frauenwörth

Das jahrhundertalte Wahrzeichen des Chiemsees / Von August Sieghardt, Grassau

Die charakteristische Kuppel des Frauenchiemseer Klosterturmes hat eine neue Bedachung erhalten. Aus diesem Anlaß dürften die nachfolgenden Ausführungen über die Entstehung und Schicksale dieses weltberühmten Campanile besonders interessieren.

Keines der alten Bauwerke im ganzen Chiemgau prägt sich dem Beschauer so tief ins Gedächtnis ein als der altherwürdige Klosterturm der Benediktinerinnenabtei Frauenchiemsee. Seine Wirkung auf das Auge ist ebenso einmalig wie seine Erscheinung in der Landschaft des Chiemsees. Mit seiner in Holzschindeln gedeckten Kuppel, die in einer schlanken Spitze ausläuft und mit Kanten versehen ist, stellt der gedrungene Turm ein Wahrzeichen für den Chiemsee und den Chiemgau überhaupt dar. Auf stundenweite Entfernung grüßt er über den See und seine Ufer, man erspät ihn von der Bahn aus zwischen Rämting und Uebersee, er schaut über die Autobahn Rosenheim — Salzburg und über die weiten Moorflächen im Süden des Chiemsees. Dieser Turm gibt der Fraueninsel erst ihre eigentliche Note und den an und für sich schlichten Klostergebäuden der Abtei Frauenwörth ihr architektonisches Gesicht. Ob man im Dampfer oder im Segelboot oder im Kahn über den Chiemsee schaukelt — immer zieht der Turm das Auge in seinen Bann. Dabei gewährt er von jeder Seite aus gesehen scheinbar einen anderen Anblick. Er bestimmt das Blickfeld und wenn man von der Fraueninsel sagt, daß sie für den Künstler immer wieder neue Perspektiven eröffne, daß sie Hunderte von künstlerischen Motiven in sich berge, daß ihr Reichtum an malerischen Aspekten schier unerschöpflich sei, dann ist an diesem Umstand zu einem großen Teil der alte Glockenturm schuld. Darum lieben ihn denn auch die Insulaner nicht minder als die Künstler und alle, denen die Isola sancta ans Herz gewachsen ist. Ohne den Klosterturm kann man sich die Fraueninsel einfach nicht vorstellen. Welch große Sorge hatten die Insulaner (und auch alle Verehrer der Fraueninsel und des Chiemsees) im letzten Krieg um den Turm, da die feindlichen Flugzeuge tagtäglich über ihn hinwegschwirrten und er ständig der Gefahr eines Bombenabwurfes ausgesetzt war! Ein gütiges Schicksal aber hat uns unseren geliebten Klosterturm von Frauenwörth erhalten. Die Chiemseemaler, die ihn vieltausendmal schon — seit der Entdeckung des Künstler-Eilandes Frauenchiemsee im Jahre 1828 — auf die Leinwand gebannt haben, sind darüber besonders glücklich. Neben den nicht minder geliebten Münchener Frauentürmen ist der Frauenwörther Klosterturm der berühmteste

von allen mittelalterlichen Turmbauten Altbayerns.

Der Turm, der sich am schönsten vom Frauengang aus zeigt, ist aber auch architektonisch bzw. baugeschichtlich ein Unikum. Er ist ein Campanile, denn er steht völlig frei, isoliert vom Westende des Münsters, neben dem idyllischen Inselfriedhof. Nach außen achteckig, zeigt sich das Erdgeschoß innen viereckig. Eingänge sind drei vorhanden: ein offener zu ebener Erde von Norden her, ein vermauerter von Süden und ein ebenfalls zugemauerter im ersten Obergeschoß an der Südseite. Der Turm hat fünf Stockwerke und ist innen und außen verputzt; das Mauerwerk ist innen mit Schlacken, außen mit mittelgroßen Tuffquadern verkleidet, die Fensteröffnungen z. T. mit Backsteinen. Zwischen dem zweiten und dritten Obergeschoß ist an der Eingangsseite ein großer menschlicher Kopf in Hochrelief aus Stein angebracht, dessen Gesicht den Erbauer des Turmes darstellt, einen bartlosen Mann, von dessen Nam' und Art wir weiter unten noch Näheres erfahren. Im ersten und zweiten Obergeschoß hat der Turm an jeder Polygonseite halbrunde Fensterchen, die zum Teil vermauert sind; während diese teilweise rechteckig sind, münden sie im dritten Obergeschoß nach außen kreisrund. Im vierten Obergeschoß sind sie wieder rechteckig und das fünfte trägt nach allen Seiten große spitzbogige Schallöffnungen. Da und dort sind die an sich roh gearbeiteten Fensterchen durch Rundbogenblenden verziert und ihre Oeffnungen mit Backsteinen verkleidet. Etwa in der Mitte der Turmhöhe ist die große Uhr angebracht. Die beiden Glocken wurden 1573 in Innsbruck gegossen.

Das Alter des Turmes kann heute unzweifelhaft nicht mehr nachgewiesen werden. Es gibt darüber verschiedene Meinungen. Das 782 von Herzog Thassilo II. gegründete und von den Ungarn zerstörte Kloster Frauenwörth hat in seinem Münster noch romanische Bauteile aufzuweisen (Portal!); aus dieser Zeit, und zwar aus dem 13. Jahrhundert, können aber am Klosterturm keinerlei Merkmale festgestellt werden. Der heutige Turm ist vielmehr in der Hauptsache ein Bauwerk des Endes des 14. Jahrhunderts, wenn er auch seiner Entstehung nach sicher viel älter ist. Denn im Jahre 1395 wird der Turm bereits als „alt“ bezeichnet. Damals — im Monat Januar — herrschte auf der Fraueninsel ein so großer Sturm, daß das Dach des Turmes abgehoben und zu Boden gerissen wurde; ein Teil des Gebälks hat der Wind in die Klosterschenke hineingeschleudert. Die



Die hl. Irmingard mit dem Modell des
Klosterturms von Frauenwörth

Nach einer Federzeichnung von Rudolf Seitz in
der Künstlerchronik von Frauenchiemsee vom
Jahre 1892

Frauenwörther Klosterchronik (Grünes Copialbuch aus dem 16. Jahrhundert, im Staatsarchiv in München, S. 60) berichtet darüber wörtlich: „Es ist ze merckhen, das an conversione sancti Pauli ein als großer wind war, der aus dem alten turm ein ganczen gerrasn nam, trueg und warf den in das alt gastauss oben bey dem freythof, daß wir muessen den turm von neuem auffzimmern.“

Der Turm wurde also 1395 wiedererbaut und erhielt dabei — abgesehen von der Dachgestaltung — seine heutige achteckige Form, die uns aber im Original auch nicht

überliefert ist, denn bei einem Brand des Klosters in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde neben der Kirche auch der Turm vernichtet. Die erste Wiedererbauung des Turmes, die fast einem Neubau gleichkam, erfolgte im genannten Jahr 1395 unter der Regierung der Aebtissin Elsbet Torerin (1390 bis 1399). Der Frauenwörther Chronist Ernest Geiß, München, schreibt in seiner Klostersgeschichte (München 1850, S. 329), daß die genannte Aebtissin den Turm „ganz neu“ habe erbauen lassen, was aber nicht stimmen dürfte. Die Bauarbeiten wurden seltsamerweise einem holländischen Meister übertragen, der sich zu jener Zeit in Wasserburg aufhielt; er hieß Seitz und ist jener Mann, dessen steinernes Porträt — wie oben erwähnt — das Aeußere des Turmes zierte. Auf Veranlassung der Aebtissin Elsbet Torerin ist dieses Bildnis sicher nicht angebracht worden, denn die hohe Frau hatte mit dem Meister Seitz allerlei Aufregungen durchzumachen. Der Vertrag, den sie mit ihm am Sonntag vor Lichtmeß abschloß, brachte für den Meister große Vergünstigungen; der Meister Seitz wurde nicht nur sehr gut bezahlt, sondern er und sein Geselle bekamen vom Kloster auch ansehnliche Zuwendungen an Speis und Trank. So erhielten beide als Frühstück „ein Trinken Weines, zu dem Mahl Mittags und Abends jedesmal zwey Trinken, die Kost sollte der Meister selbst von der Aebtissin Tisch erhalten. Er soll aber Alles, was er für seine Person zur Arbeit bedürfe, selbst beyschaffen, mit Ausnahme der Seile, die das Kloster besorge.“ Der Bau dauerte vom 6. Februar bis acht Tage vor Michaeli und kostete ohne das Holz (das aus dem Aigelsbacher Forst bei Gstadt herbeigeführt wurde) 200 Pfund dl. Die ersten sechs Wochen arbeitete Meister Seitz klaglos. Dann aber verlangte er von der Aebtissin einen höheren Lohn als den, der vertraglich festgesetzt war. Dabei blieb es aber nicht. „Er forderte bald darauf von der Aebtissin einen braunen Rock, brauchte ihn aber nicht mehr, als er statt dessen einen Gulden erhielt. Durch diese Nachgiebigkeit — heißt es in der Chronik — stieg die Unverschämtheit des Meisters Seitz, „Beinahe alle Tage mußte man mit ihm unterhandeln wegen seiner Unstätigkeit, wenn er heute mit diesem oder jenem tätigte, so stand er seiner Rede morgen wieder um. Alles wäre noch zu ertragen gewesen, wenn er sein Werk rasch gefördert hätte, dieses geschah aber nicht. Anstatt zu arbeiten, zog er alle Tage zur Kurzweil hinüber nach Breitbrunn, wo er einen Unterthan des Klosters in einer Rauferei erschlug.“ Nun war die Geduld der Aebtissin zu Ende, sie gab dem Mörder vier Gulden und befahl ihm, die Insel zu verlassen. Das Dach des Turmes wollte sie von einem anderen Mei-

ster fertigstellen lassen. Meister Seitz aber war damit nicht einverstanden, er erging sich in wilden Drohungen gegen das Kloster und kündigte an, daß er jedem, der sein Werk anrühren würde, einen Nagel in den Kopf schlagen werde. Daraufhin getraute sich niemand die Arbeit zu vollenden. Erst als sich die Aebtissin um Hilfe an die herzoglichen Beamten nach Wasserburg wandte, konnte sie des brutalen Meisters Seitz los werden und den Turmbau zu Ende führen. Das Dach des Turmes bestand damals nicht aus der heutigen Kuppel, sondern aus einem gotischen Spitzhelm.

Bei dem großen Brand, der Ende Januar 1491 (infolge Unvorsichtigkeit in der Kalkhütte) ausbrach und das Innere der eben gotisch umgebauten Klosterkirche, sowie „alle zimmer des kloster mit sampt hab und guet, alle pücher und meßgwant“ vernichtete, wurde auch der Glockenturm stark beschädigt. „Anno 1502 — berichtet die Chronik — haben wir das Dach auf unseren Turm setzen lassen und di gybel hoch also umbhin lassen mauern, wie er dan jetzund stet, der Adersperger ist maister gewesen.“ In dieser Gestalt, mit dem gotischen Spitzhelm und den Giebeln, ist unser Frauenwörther Glockenturm mit dem Klosterkomplex auf der Apain'schen Karte von 1566 und auch in der Topographie von Matth. Merian vom Jahre 1644 abgebildet.

Siebzig Jahre nach der eben geschilderten Erneuerung des Turmes ist dieser abermals ein Raub der Flammen geworden und zwar bei dem großen Brand am 8. Mai 1572, „wo das Münster samt den Glocken durch das Fuir verprennt worden.“ Auch das Kloster selbst wurde dabei mit in Asche gelegt. Die Verwalterin Margarete Leutgeb (eine Aebtissin gab es damals nicht) baute alles wieder auf,

auch den Turm. Im Jahre 1626 wurde (nach dem Geschichtsbuch der Aebtissin Magdalena Haidenbucherin in der Münchner Staatsbibliothek) „alles Holzwerk und Gerüst im Glockenthurm neugemacht.“ Bald darnach scheint man dem Turm an Stelle des gotischen Spitzhelms die jetzige zwiebelförmige Kuppel gegeben zu haben. (Die Kuppel hat übrigens große Aehnlichkeit mit jener der im Jahre 1630 erbauten Salinenkapelle in Traunstein). Die Erneuerung des Turmgerüstes im Jahre 1626 — durch den Meister Wolf Mair — kostete 100 Gulden und ein Muth Korn.

Von diesem Zeitpunkt an berichtet die Klosterchronik über den Glockenturm (dessen Alter die „Kunstdenkmäler Bayerns“ Bd. I. Oberbayern S. 1766 in der Mitte des 13. Jahrhunderts versetzen) nichts mehr. In der berühmten Künstlerchronik von Frauenchiemsee aber, deren Originalbände sich in der Staatsbibliothek in München befinden und die uns die Chiemseemaler Prof. Karl Raupp und Franz Wolter in einem Nachdruck geschenkt haben (F. Bruckmann Verlag, München 1918 und 1924) ist der altehrwürdige, vielbesungene und so sehr beliebte Campanile von Frauenwörth, der getreue Wächter der Insel, vielfach künstlerisch und humorvoll verewigt worden, am schönsten vielleicht durch die geschmackvoll stilisierte Tuschzeichnung von der Meisterhand Rudolf Seitz' (S. 141), die die hehre Gestalt der ersten Aebtissin Irmingard darstellt, wie sie das Modell des Turmes, gewissermaßen als Wahrzeichen des Kloster-Eilandes, in der linken Hand trägt, während die Rechte den Hirtenstab hält. Max Haushofer, der Mitbegründer der Frauenwörther Künstlergilde, hat dazu einen stimmungsvollen Vers geschrieben, am 26. August des Jahres 1892.

Geheimnisvolles, goldfleckiges Waldmärchentier

Unter den Tierwesen unserer Heimat, die einen Winterschlaf halten, ist es eines, das von Aberglaube und Geheimnis besonders umgeben ist: Der Feuersalamander, unser schönster, wie ein urweltlich-exotischer Miniatursauroier anmutender Landmolch. Ein wahrer Teufelskranz von bösen Mären spinnt sich um diesen allbekanntesten Schwanzlurch. In Wirklichkeit ist er ein so friedlicher, harmloser Geselle. Mit dem Frosch findet sich der Mensch noch ganz gut ab. Genießt doch der Laubfrosch sogar den zweifelhaften Vorzug, eine Art Haustier geworden zu sein. Der Feuersalamander hat wenig Freunde. Er ist geradezu in Acht und Bann getan. Man ekelt sich vor ihm, man findet ihn abscheulich, seine Schönheit sieht man nicht, nur weil er so „glitschig“ ist. Vielleicht wird der eine oder andere, wenn er erst das Tier und seine

fesselnden, interessanten Lebensäußerungen näher kennt, es schonen und sein Teil dazu beitragen, daß unvernünftige Menschen es nicht mutwillig töten. Was wird ihm nicht alles angedichtet, dem armen Kerlchen. Sogar schon seinen merkwürdigen Namen verdankt der Feuersalamander dem Aberglauben. Durch Ausspritzen seines Sekretes soll er nämlich Feuersbrünste zum Verlöschen bringen können. Weil er so kalt sei wie Eis, sei er selber unverbrennlich. Ganze Völker könne er vernichten. Wenn er in einen Brunnen fiel, vergifte er das Wasser, schrieb gar schon ein römischer Schriftsteller in seinem Naturgeschichtsbuch. Ganz schön an der Nase herumgeführt hat man da den alten Römer mit dieser unsinnigen Lügengeschichte. Gewiß, der Feuersalamander ist „giftig“. Aber diese Giftigkeit hat der Volksaber-

glaube ins Maßlose gesteigert. Für den Menschen ist der Feuersalamander ganz ungefährlich. Nur wenn von seinem Giftstoff etwas auf die Schleimhaut gelangt, ruft er eine leichte Entzündung hervor. Das ist alles. Wie alle unsere heimischen Schwanzlurche — Frosch, Kröte und Molch —, hat auch unser schwarz-gelb gescheckter Freund eine zarte drüsenreiche Haut. Aus dieser scheidet das langsame, schwerfällige Tier die ätzende Absonderung zu seinem Schutze aus. Für Tiere nämlich ist der Saft tatsächlich sehr giftig. Kleinere Vögel, Kriechtiere und andere Lurche können daran zugrunde gehen. Hunde und Hühner, denen man zerhackten Feuersalamander zu fressen gibt, erbrechen sich. Der junge Fuchs, der einmal einen Feuersalamander totgebissen hat, muß dies mit einer so schweren Krankheit bezahlen, daß er fürderhin einen großen Bogen um den Schwarzgelben macht. Einer hat dann zwar daran glauben müssen. Er fiel als ein Opfer der Art. Dafür hat der Feind eine Lehre erhalten, die vielen anderen Feuersalamandern das Leben rettet. Deswegen wohl auch das auffallende Kleid, dessen Farben wie ein Warnungssignal wirken sollen: Vorsicht! Nicht fressen! Unbekömmlich!

Außer in England gibt es Feuersalamander im Berg- und Hügelland ganz Europas. Bei uns in den Alpen steigt er bis zu 1000 Meter hoch hinauf. Aber schattig und feucht muß es sein. Gegen Austrocknung ist die Haut des Feuersalamanders ungemein empfindlich. Paracelsus erhob die Salamander als Elementargeister zu symbolhafter Bedeutung. Eine der Seltsamkeiten, die den Feuergefleckten mit Geheimnis umgeben, ist die ungewöhnliche Tatsache, daß er als Landtier im Wasser Hochzeit macht und auch im Wasser gebiert. Lebendig gebärend bringt das Weibchen im Laufe des Sommers in stillen Waldtümpeln 10 bis 24 Junge zur Welt, mit vier wohlentwickelten Beinen zwar, aber mit Kiemen. Im Herbst erst spazieren die vier bis fünf Zentimeter großen lackglänzenden Jungsalamander als Landform ans Ufer. Die Kiemen sind nun verkümmert und die Lungenatmung setzt ein. Zwei Jahre müssen die jungen Feuersalamander alt werden, bis sie selber sich mit Liebesgedanken tragen können. Bis dahin müssen sie sich vor ihren eigenen Artgenossen hüten. Diese haben den Nachwuchs „zum Fressen“ gern. Selbst die eigenen Eltern lassen da jedes Zartgefühl vermessen. Im stillen, tiefen, dunklen Waldgrund, zwischen modrigem Gewurzeln und moosfeuchten Steinen verbringen die Feuersalamander ihr einsiedlerisches Dasein und gehen nachts auf die Jagd nach Schnecken und allerlei Ungeziefer. Nur wenn es heftig regnet, kommen sie auch am Tage zum Vorschein. Sieht man da einmal so einen der goldgefleckten Gnome mit seinen großen

weltfernen Rätselaugen, vielleicht unter einem knallroten, weißbepunkteten, naßglänzenden Fliegenpilz zwischen regenfrischen Gräsern, Farnen und Moosen hervorkriechen, so vergißt man dieses Bild deutschen Waldzaubers so leicht nicht wieder.

Ein ganz besonderes Rätsel gibt uns der Feuersalamander im Herbst auf. Dann nämlich brechen wie auf ein geheimes Kommando mitunter Tausende der sonst so ungesellig lebenden Tiere plötzlich auf und machen sich auf die Wanderschaft. Kaum können sie ihre jetzt zum Platzen fetten Körperwalzen über den Waldboden schleifen. Aber wie von einer magnetischen Kraft gezogen, wandern sie und wandern. Wer hat ihnen denn das gemeinsame Ziel angedeuten, über das sich alle einig sind? Wer sagte ihnen, dort und dort ist eine geeignete frostfreie Felsenspalte, um gemeinsame Winterruhe zu halten? Auf welche Art treffen sich die vielen verstreut lebenden Waldbrüder zu der alle vereinenden Wanderschaft, wie verständigen sie sich? Man könnte endlos weiterfragen. Aber eine Antwort vermag niemand zu geben. Auch beobachtete noch nie ein Mensch die Rückwanderung der Feuergefleckten von ihrem Winterschlafplatz. Frischgeborene Jungsalamander hingegen schwimmen schon im Februar in den eiskalten Bergwässern. Der Feuersalamander ist keineswegs ein seltenes Tier, und er lebt in unserer Nachbarschaft. Man möchte es deswegen gar nicht glauben, daß man so vieles seiner Lebensweise nicht zu erklären vermag. Und doch ist es so. Wunder und Geheimnisse sind eben auch heute noch neben uns. Nur ein wenig vom Pfad der Masse brauchen wir abzuweichen, so stoßen wir darauf.

J. Thomas

1456. Zur Vermeidung einer üblen Verteuerung des Salzpreises für seine schweizerischen Abnehmer hält München Vorstellungen wegen zu hoher Gewinnnahme in Wasserburg für nötig. Reichenhall wird zu ordnungsgemäßer Produktion vermahnt. (Vietzen, S. 34). Chronik Kirmayer

1460, 28. März. Jörg Etlinger, Rentmeister zu Wasserburg, schreibt „den ersamen weisen, dem burgermaister und rate der stat Ratenberg“ und fordert auf zur Abholung des von Herzog Ludwig geliehenen und in Wasserburg bereitgestellten Getreides.

Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bombard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Albing und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

Juli/August

Nummer 4

Ein altes Haus am Inn erzählt

Nacherzählt aus alten Aufzeichnungen von Afra Schulz-Buchner

Altersbraune Häuser gibt es, die schauen dich an, als täten sie dich grüßen, einladen zum Plausch. Bist du dann drinnen, knarrt der Boden, die Stiege quiescht, der Wasserhahn schreit und dann hebt es an, zu erzählen.

Solch altes Haus ist das Ueberführerhaus Manetstätter, Kiefersfelden am Inn. Die umlaufende Altane wird vorn am Eck von einem starken Birnbaumast gestützt und gehalten, eine schon an und für sich originelle Art zum Eintritt in das Innere. Die Haustochter reicht mir Bild und alte Schriften, bald war ich eingesponnen in altersgraue Zeiten, wie nach dem Dreißigjährigen Krieg der erste Manetstätter als Kleingütler den Hausbau begann.

1770 wurde die Innfähre errichtet. Das war aber eine ganz anders beschwerliche Sache im Vergleich zur heutigen Fähre. Es wurde mit dem sogenannten Mutzen und ein oder zwei Seitenrudern gefahren. Fast eine Stunde quälte man sich bei hohem Wasserstand das Schiff auf der drüberen Seite aufwärtszuziehen, um wieder auf die gleiche Stelle zu kommen. Die ganze Mühe oft nur einer Person wegen und um eines Verdienstes von zehn Pfennig nach heutiger Währung. Die erbliche Konzession stammt vom französischen General Deroux für Dienste, die vom Ueberführer Manetstätter in der napoleonischen Kriegszeit 1808/09 dem bayerisch-französischen Heere geleistet wurden.

Damals war der Inn noch nicht verbaut; es gab vor dieser Zeit gute Hinterstände und Laichplätze für den Fischfang. Ein Paradies

für Fischfeinschmecker aber bot später der abgeleitete Werkbach der Hammerschmiede.

Als noch in der Kieferer Hammerschmiede der Eisenhammer dröhnte, wenn ihn die großen Wasserräder niederschlugen, da bot der Werkbach schöne Badegelegenheit und im Winter märchenhafte Eiszapfenschlupfwinkel. Heute noch ist an der Decke der Unterkieferkapelle ein Bild angebracht, das 1819 entstand, und zeigt, wie damals das Hammerwerk ausgesehen hat. Der Kieferer Stahl mit dem „Rübe“-Zeichen war seinerzeit gesucht. Samstag mittag wurde der Werkbach abgeleitet. Da gab es große Freude bei den Hammerschmiedleuten, wenn sie an den besonderen Plätzen drei, oft vier Pfund schwere Hechte oder Barme (Barben), die vom Inn hereinstanden, mit bloßen Händen fangen konnten. Einmal waren so viel Fische im stets leerer werdenden Bach, daß sie mit Waschwannen und Kübeln weggefahren wurden und der Andreas Manetstätter war selbst dabei; beinah hätt er sich damals überfreut. Die vielen Erlebnisse am Inn, der nah am Heimathaus vorbeigerauscht ist, hat Andreas, der Ueberführersohn, in einem Merkeft festgehalten. Kristallklar war der Inn im Winter, auf drei Meter tiefem Grund jedes Steinchen zu sehen. Um diese Zeit füllte er nur die Hälfte seines Bettes aus, bis zur Zeit der Schneeschmelze oder längerem Regen, ein reißender Strom aus ihm wurde, der, 200 Meter breit, direkt am Haus vorbei sich wälzte, trüb und grau.

Im August 1871 war der Inn vier Stiegenstufen hoch im Haus, die Kühe standen

bis an den Bauch im Wasser. Die Felder überschwemmt, was da wuchs, bog sich in den reißenden Fluten. Da hatten die Ueberführer viel zu tun mit Holz fangen. Damals war noch die Schifffahrt groß im Schwung. Sogenannte „Plätten“ waren mit vielen Fässern beladen, in denen Zement enthalten war. Diese „Plätten“ hatten eine Länge von 25 Metern und eine Breite von 10 Metern und vier Ruder. Meist lagen zwei bis drei solcher Schiffsplätten unten an der Schopperstadt zwischen Werk und Kieferbach, wo früher die Seil-Ueberfuhr des Eisenwerkes war. Nachdem diese Plätten beladen und durch österreichische Finanzer kontrolliert waren, fuhren sie ab nach Wien und Budapest. Es war ein magerer und schwerer Verdienst voll Gefahr.

Viel zu tun gab es bei steigendem wildem Wasser des Inn. Da war die Stimme der Hausmutter über allem: „Buben auf! Holz rinnt!“ Mit Hemd und Hose notdürftig bekleidet, mit langen Hakenstangen bewaffnet, wurde gemeinsam ausgerückt, um das viele Brennholz den reißenden Wellen abzujagen. Da kamen oft Bretter, Bäume mit Wurzeln, Getreidegarben, Hundshäusl, Stadtdächer, verunglückte Menschen. Das organisierte der brave Manetstätter-Hausvater mit sicherem Blick und kundiger Hand, daß geborgen und gerettet wurde, was irgendwie zu retten war.

Anton Manetstätter, 1837 geboren im Ueberführerhaus, war nicht nur ein treubesorgter Hausvater, er war ein Meister-„kann-alles“. Früh morgens sechs Uhr ging er zum Wasserbau oder sonstiger Arbeiten im Winter. Als Kleingütler mit großer Familie packte er jede Arbeit an, und was er anfaßte, konnte er. Schiffe bauen, Brunnen machen, Totentruhen fertigen, Uhrenmachen, Nähmaschinen reparieren, eine Drehbank und Bohrmaschine machte er sich selber, zimmerte und schlosserte, als hätte er es gelernt. Neben all dieser Vielseitigkeit blies er jedes Instrument, war hervorragender Musik- und Theaterdirektor, schrieb für das Ritterspiel auch ein Theaterstück mit dem Haupttitel „Juliane“. Das interessanteste, was er selbst zusammenbaute, war neben einer gar wohlgelungenen Zither ein sehr schön klingendes Klavier, das einem kleinen Flügel glich. Ein Idealist reinsten Sorte, nützte er seine Begabung nie geschäftlich aus. Ihm genügte es, das Nötigste zu verdienen, am Feierabend im Dämmerlicht seine Zither zu spielen und bei Sang und Klang Gott zu danken, daß alles halbwegs in Ordnung ging.

Leben aber heißt kämpfen, davon wußte das Jahr 1872/73 dem Anton Manetstätter mancherlei zu beweisen. Seuchen, Insektenplage, Hagelschlag, Unglück im Stall, schwere Unwetterschäden, Krankheit in der Familie, waren nur ein Teil davon. Dies alles fiel in die Zeit, da das Dogma von der Unfehlbar-

keit des Papstes die Gemüter erregte. Der in Kiefersfelden menschlich sehr beliebte Pfarrer Bernhard wurde als Altkatholik an der Ottokapelle exkommuniziert. Einer seiner stärksten Anhänger war Verwalter Pracher vom damaligen Eisenwerk. Diesem unterstand der papstreue Ueberführer Anton Manetstätter und wurde wegen seines aufrechten Bekenntnisses zum Papste brotlos wegen „Infedilität“, was wohlweislich „lateinisch“ benannt wurde, denn es hieß auf deutsch „Untreue“; aber das getrauten sie sich wohl nicht schreiben. Hunger und Sorge gingen damals ein und aus, viel schwere Elternseufzer hörte dort das alte Haus.

Doch auch das ging langsam vorüber — wie alles vorübergeht. Der älteste Sohn Anton übernahm das Vaterhaus! Der zweitgeborene Sohn Andreas wollte nichts mit dem Eisenwerk zu tun haben; durch großen Fleiß und Tüchtigkeit wurde er ein sehr anerkannter Bildhauer, der später in Italien über 140 Angestellten Brot gab. — Das hochinteressante selbstgebaute Klavier stand lange im Haus am Inn im Verein mit der ebenfalls selbstgebauten Zither des verstorbenen Großvaters. Musikklang und das mächtige Rauschen des oft ungebärdigen „Inn“ erfüllten das alte Haus. So war es auch eine dunkelverhängte Stunde, als nach dem ersten Weltkrieg einlaßbegehrende Finger den Hausvater rasch und hart herausklopfen.

Stunden da zwei in lange dunkle Mäntel gehüllte Männer draußen. — Der eine war der Brotherr des Dorfes und wollte sofort seinen Besuch mit der Innfähre ans andere Ufer gebracht haben. „Kann ich nicht um diese Zeit“, meinte der Ueberführer. „Mußt du aber — auf meine Verantwortung“, bedeutet der Brotherr! Hin und her fielen knappe Worte und endlich kam es doch zum Ziel.

Viel, viel später erfuhr der Ueberführer, daß es der letzte Bayernkönig war, den er damals ans andere Ufer aus dem Bereich des vom Spartakus gefährdeten München gefahren. So kam der Bayernkönig ins Ausland, wo er auch seine letzten Tage verlebte.

Das alte Haus sah die Jahre kommen und gehen. Auch die schwere Zeit des letzten Weltkrieges. Die stattlichen beiden Söhne wurden Opfer des blutigen Ringens. Sie gingen dahin — das alte selbstgebaute Klavier und die uralte originelle Zither stunden noch am alten Platz. Sie verbitterten den alten Vater, der seine Nachfolger verloren: „Wenn die Jungen dahin, braucht ihr auch nimmer da sein.“ — Also ging auch dies den Weg des Zeitlichen — in einer dunklen Stunde endigte Klavier und Zither, zu Kleinholz geschlagen, im prasselnden Feuer des Ofens.

Das alte, traute Haus steht noch und die Wellen des Inn rauschen weiter, weiter über Zeit und Leid hinweg.

Die Burg Altenbeuern

Von August Sieghardt, Grassau im Chiemgäu

Oestlich von Neubeuern, dessen beide Schlösser, das alte und das neue, so stolz von der Höhe ins Inntal schauen, führt ein Sträßlein gegen die Vorberge des westlichen Samerberg-Gebietes, nach dem eine Viertelstunde entfernten Kirchdorf Altenbeuern. Es ist dies ein gar stiller Winkel voll ländlicher Einsamkeit und Unberührtheit und von großer verborgener Schönheit, die von den Inntalreisenden nur selten genossen wird. Südöstlich vom Dorf erhebt sich der breitgelagerte Dandlberg, über den ein Steig nach Roßholzen hinaufführt. Auf einer steilabfallenden Felsnase am Nordwestabhang des Dandlberges, oberhalb der Ortschaft Pinswang, soll eine Burg gestanden sein, erzählen die Einheimischen, und diese Burg habe den Namen des Dorfes getragen: Altenbeuern. Was man uns da an Ort und Stelle berichtet, ist keine Phantasie, sondern Tatsache. Es gab wirklich eine Burg Altenbeuern, von dieser haben sich noch spärliche Mauerreste an der bezeichneten Stelle erhalten. Im Oberbayerischen Kunstdenkmälerwerk (Band I, Bezirk Rosenheim, München 1900, S. 1571) sind Lage und Beschaffenheit dieser Burgüberreste beschrieben. „Man kann annehmen — heißt es dort wörtlich —, daß die Umfassungsmauern sich den Unregelmäßigkeiten des felsigen Untergrundes anschlossen. Die Länge von West nach Ost betrug etwa 35 Meter, die Breite von Nord nach Süd schwankte zwischen 7 und 14 Meter. Aufgehendes Mauerwerk ist nur wenig mehr an der Süd- und Nordseite in einer Höhe von vier Metern erhalten. An der Nordseite zeigt sich die Mauer als Füllwerk mit vorgeblendeten Steinen, an der Südseite ist nur noch der Mauerkerne sichtbar. An der Nordostecke erhebt sich ein vorspringender Mauerrest, der wohl die Stelle sein mag, wo ein Turm stand. An der Südwestseite, wo der Ausgang war, erkennt man die Reste eines Grabens.“ Eine Schilderung der kleinen Burganlage Altenbeuern gibt auch der Brannenburger Chronist Sebastian Dachauer im Oberbayerischen Archiv (Band IV, S. 234, München 1842). Er sagt, „daß die vier Maierbauern zu Altenbeuern, die wahrscheinlich aus der Zertrümmerung des Edelgutes Altenbeuern hervorgegangen sind, an dem Platz sein mögen, den einst die Veste Altenbeuern eingenommen hat.“ Dachauer erwähnt auch den Burgbrunnen und bemerkt, daß zur Burg viele Aecker-, Wiesen- und Waldgründe gehörten und daß die letzte Besitzerin der Burg ihre Waldungen den Gemeinden Altenbeuern, Neuwöhr und Altenmarkt geschenkt habe, daß diese aber von der landesfürstlichen Regierung nachher eingezogen worden sind.“

Die ehemalige Burg Altenbeuern gehörte

zu den ältesten Burgen im Inntal und in der weiteren Umgegend; sie ist wahrscheinlich schon vor der Burg Neubeuern erbaut worden. Die „Deutsche Heimatkarte“ des Callwey-Verlags (München 1938. Blatt 2), die wissenschaftlich fundiert ist, gibt im Textteil an, daß der erste beurkundete Besitzer von Altenbeuern, Ort und Burg, der Pfalzgraf Aribo gewesen sei, der Erbe der alten ChiemgauGrafschaft und Gründer des Benediktinerklosters Seeon im Seener See. Er erscheint als erster Burgherr von Altenbeuern im Jahre 987, zu einer Zeit, als Altenbeuern bereits eine Kirche besaß. Den Aribonen auf Altenbeuern folgte ein Edelgeschlecht derer „von Beuern (Beurn, Peurn), die vermutlich Ministeriale der dynastischen Grafen von Frontenhausen waren. Ein Dietmar und ein Rapoto von Peurn sind 1135 beurkundet. (Vergleiche Rückert, Oberbayerische Burgen, München 1925. Seite 19). Dann hatten die Grafen von Frontenhausen, Nachkommen der Aribonen, die Burgen Altenbeuern und Neubeuern in Besitz und zwar bis zum Jahre 1226, worauf beide Burgen an das Domstift Regensburg fielen. Der letzte Graf von Frontenhausen, Conrad, war nämlich Bischof von Regensburg. Um das Jahr 1319 war die „purch zu Altenpäuren“ Eigentum des Ritters Heinrich von Preysing in Rosenheim. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts werden als Burgherren auf Altenbeuern genannt die Herren von der Wart und von Closen. Im Jahre 1400 kam die Burg an eine Familie Stettner; Regina Stettner heiratete 1541 den Edlen Nikodemus von Wemding und brachte ihm Dorf und Burg Altenbeuern als Heiratsgut zu. Um diese Zeit (1550) gab Philipp Apian seine Gerichtskarte von Rosenheim und Umgegend heraus, auf der neben der Burg „New Peurn“ auch die Burg „Alten Peurn“ eingezeichnet beziehungsweise abgebildet ist, als eine recht bescheidene Wehranlage. Der genannte Nikodemus von Wemding war herzoglich bayerischer Truchseß und lebte zumeist auf Burg Altenbeuern; seine um 1550 verstorbene Gattin und seine fünf Kinder liegen in der Kirche zu Altenbeuern begraben. Der mit einem Wappenrelief versehene Familiengrabstein aus rotem Marmor trägt die Inschrift „Regina von Wemding, geborene Stettnerin, Gattin des Nicodemus von Wemding zu Altenpeirn.“

Als die Tochter Susanna des Herrn von Wemding im Jahre 1572 den Alexander von Freyberg auf Burg Hohenaschau heiratete, kamen Ort und Burg Altenbeuern an das reiche Bergwerksbesitzergeschlecht derer von Freyberg, aber nur für ganz kurze Zeit. Denn

schon zwei Jahre danach verkauften die von Freyberg ihren Besitz zu Altenbeuern an den Edlen Hans Kaspar von Pienzenau auf Brannenburg und Katzbach. In der Kaufsurkunde von 1574 ist von einer „Burg Althaus“ zu Altenbeuern die Rede, worunter unsere Burg von Altenbeuern zu verstehen ist. Diese hatte inzwischen nämlich die Bezeichnung „das alte Haus“, das ist die alte Burg, erhalten, im Gegensatz zu der neueren Burg Neubeuern. Hans Kaspar von Pienzenau, sein Sohn Otto, Pfleger zu Aibling, und Hans Ludwig von Pienzenau, dieser genannt zu Beginn des 17. Jahrhunderts, waren die letzten Bewohner der Burg Altenbeuern = Althaus. Hans Ludwig von Pienzenau muß es mitansehen, wie seine Burg Althaus vom Blitz getroffen wurde und in Flammen aufging. Was noch stehen blieb, überließ man dem Verfall. Die Ruine ging 1628 mit den dazu gehörenden Gütern im Kaufsweg an die Freiherrn von Thurn auf Neubeuern über, einen Teil der Gründe erwarben die Grafen von Ruepp auf Falkenstein bei Fischbach. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam die Burgruine Althaus, wie wir sie nun nennen wollen, an die Grafen von Preysing auf Neubeuern und Brannenburg, die sie ihrer Herrschaft (Majorat) Hohenaschau zuteilten. Aus dem 19. Jahrhundert sind uns über Althaus keine Nachrichten überliefert, man scheint die Ruine ihrem Schicksal überlassen zu haben.

Der verdiente Chronist von Altenbeuern und Neubeuern, der verstorbene Pfarrer Joseph Dürnegger von Törwang, sagt in seiner 1922 erschienenen Studie von Neubeuern, daß die Burg Altenbeuern-Althaus „die letzte Heimstätte kernbayerischen Rittertums“ gewesen ist.

Die Chronik

1462. Der Krieg des bayerischen Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut wegen Ansprüche auf die Reichsstadt Donauwörth bringt demselben viele Feinde. Kaiser Friedrich, der Markgraf Albert Achilles von Brandenburg usw., stehen ihm gegenüber, und er wird endlich genötigt, seine Grenzstädte zu decken. Darunter ist Friedberg, und dahin sendet die Stadt Wasserburg sechs Söldner neun Monate lang mit einem Kostenaufwand von 143 Pfund 75 Pfennig. (Stadtkammerrechnung 1462.)

1463. Herzog Johann von Bayern, im Land bekannt als guter Weidwerker und Turnierstecher, wurde in München, wo seit Weihnacht 1462 wieder die Pest herrschte, davon hinweggerafft. Die Münchener brauchen ein absonderlich Mittel gegen fremde Kaufleute, die etwan die Seuch aufs neu einschleppen möchten. Sie schützen sie auf einer Bärenhaut hoch in die Luft. Soll's abschrecken oder helfen?

Dettendorf

Von Sebastian Hüttl, Rosenheim

Auf dem Wege von Lampferding nach Rott am Inn liegt auf einem Hügel kurz vor dem Eintritt in den Rotter Wald der Ort Dettendorf. Bereits um 981/94 wird „Totindorf“ erstmalig urkundlich genannt. In den Traditionen des Hochstifts Freising vertauscht unter Bischof Gottschalk von Freising (994/1005) ein Edelmann Epahart an den Bischof eine Hube mit Hof und Zubehör im Dorfe „Tetindorf“. Der Name wird von dem Personennamen Toto (Teto) abgeleitet und bedeutet soviel wie Dorf des Toto. In der Steuerbeschreibung von 1671 wird der Ort noch Tettendorf genannt und gehörte zum Amte Wiesham im churfürstlichen Pfleg- und Landgericht Schwaben. Heute gehört Dettendorf zur Gemeinde Lampferding im Landkreis Ebersberg.

Filialkirche St. Nikolaus. In den Freisinger Traditionen erscheint bereits 981/94 eine Kirche. Im Jahre 1315 werden in der Conradinischen Matrikel Dettendorf und Lampferding als Filialkirchen der Pfarrei Emmering mit Sepultur aufgeführt. Als älteste Filialkirche hat die Dettendorfer Kirche das Recht, daß an den höchsten Herrenfesten der Gottesdienst dortselbst abgehalten wird. Ehedem Filialkirche der Pfarrei Emmering, jetzt der Epositur Lampferding unterstellt.

Baugeschichte. Wie bei allen Kirchen der Gegend, so fehlt auch hier das Erbauungsjahr der Kirche. Das gotische Netzgewölbe in der Sakristei und das gotische Gewölbe der Kirche verweisen uns auf das beginnende 15. Jahrhundert. In der Renaissance mußte das gotische Element weichen, im 18. Jahrhundert wurde das Gotteshaus abermals und 1866/67 erneut umgestaltet. Deckenfresko und Altarbilder sind vom Jahre 1866. Letztere stammen von Kunstmaler Zenker. Bei der Restaurierung im Jahre 1939 wurden die vier Seitenaltargerichte entfernt und an den beiden Chorwänden aufgestellt. Diese vier Figuren stammen aus der Pfarrkirche Emmering. 1951 wurde die Kirche außen renoviert.

Lage. Die Kirche steht auf einem kleinen Hügel, gegen Osten gerichtet, und ist vom kleinen Friedhof umsäumt.

Beschreibung. Die geräumige, gotische Kirche hat einen nur wenig eingezogenen Chor, ein Joch und 5/8 Schluß. Im Sattelturm an der Nordseite des Chors ist die Sakristei untergebracht. Die Rippen des gotischen Gewölbes mit Ausnahme derjenigen in der Sakristei sind abgeschlagen. Der Eingang war früher südlich, jetzt befindet er sich an der Westseite mit vorgebauter Lourdesgrotte. Strebebögen fehlen. Das Langhaus hat außen rechteckige Blenden. Chor und Turm besitzen einen Sockel. Interessant ist der Aufgang

in die oberen Turmgchosse, zu denen man ehemedem vom Chor aus durch eine Türöffnung über die Sakristeitüre mit Hilfe einer Leiter gelangte; seit geraumer Zeit führt in der Sakristei eine steile Treppe zum Turm.

Einrichtung. Drei einfache Renaissance-Altäre geben dem Innern der Kirche das Gepräge. Der Hochaltar ist dem hl. Nikolaus geweiht. Altarbild 1866 von Zenker. Der Heilige beschenkt drei Jungfrauen. Im Auszugsbild Maria mit Jesuskind. Einfacher Barocktabernakel um 1650. Die ehemals am Hochaltar stehenden Büsten S. Etectus und St. Urbanus sind jetzt in der Sakristei. — Auf dem Bilde des linken Seitenaltars ist der hl. Leonhard dargestellt, wie er einen Jüngling aus Kerker und Ketten befreit. Bild von Zenker, 1866. Im rechten Seitenaltarbild sieht man den Erzengel Michael, der mit dem Schwert Satan in die Hölle stößt. Die vier ehemaligen Seitenaltarfiguren sind jetzt an den Wänden des Chors und stellen die hl. Florian, Katharina, Christoph und Barbara dar. Sehr gut erhaltene spätbarocke Figuren. Gegenüber der einfachen Kanzel mit den Bildern der vier Evangelisten hängt ein großes schönes Kreuz mit Schmerzensmutter aus dem 17. Jahrhundert. — Auf dem kleinen Deckenfresko von 1866 sind die Dettendorfer dargestellt, wie sie zu ihrer Kirche wallfahren und den Schutz des hl. Nikolaus, der auf den Wolken schwebt, erleben. Das Fresko ist mit Stuck umrahmt. — Kreuzweg, Beichtstühle und Kirchenbänke sind einfache kunstlose Arbeiten des 19. Jahrhunderts. Ein an der Südseite der Kirche befindlicher Grabstein mit der Jahreszahl 1432, der ehemedem innerhalb der Kirche im Boden eingelassen war, besagt, daß hier zwei bedeutende Persönlichkeiten des Ortes, nämlich Caspar Puebinger und Agnes Ottenhoferin begraben liegen. Sie waren in Lampferding und Dettendorf reich begütert.

Wurzelgraber und Pechbrocker

Es waren gerade nicht die saubersten Mannsbilder, die Wurzelgraber und Pechbrocker, die um 1700 in unseren Wäldern ihr Handwerk trieben. Viele kamen aus dem Welschland, zigeunerten Tag und Nacht in den dicken Forsten herum, waren richtige, leutscheue Holzfüchs, die nur unter die Leut' gingen, um ihr Sach' abzusetzen. Der Wald gab ihnen alles, was sie zur Lebensnotdurft brauchten: Pilze und Beeren. Manchmal verfang sich auch ein Wildstück in der Schlinge oder ein Vogel am Leimrützl. Auf dem Waldmoos fanden sie ihre Liegerstatt und sonst brauchten sie nichts. Im übrigen sammelten sie heilkräftige Pflanzen und gruben Wurzeln, verstanden sich auf das „Irzten“ (Arzten) und wußten ganz probate Mittel gegen den Leut- und Viehkrank. Doch all dies

Schaffen war meistens nur der Deckmantel für das weit einträglichere Geschäft des „Pechbrockens“. Pech war vor mehrhundert Jahren noch ein sehr begehrter Handelsartikel. Pech brauchten die Met- und Bierbrauer zum Auspicheln ihrer Fässer Zuber und Prenten. Pech begehrten vor allem auch die Schiffsleut' zum Abdichten ihrer Schiffe, Kähne, Fähren und Mutzen. Aus Pech wurde Wagenschmiere für die Fuhrwerke, Wagenschmiere für die Bauern, Salz- und Treid-fahrer. Die Seiler und Schuster benötigten Schwarz- und Weißpech zum Wachseln der Seile, Schnüre und Fäden und nicht zuletzt die Bauern zum Abbrühen der Schlacht-schweine. Der Bedarf an Pech mußte im In-land gedeckt werden und reichte kaum aus.

Das „Pechbrocken“ wäre nicht so schlimm gewesen. Mit einem eisernen Kratzer schabten die Pechler das ausgeflossene Pech aus den Wunden der Fichten- und Lärchenstämme, kochten dasselbe aus, schöpften die Unreinigkeiten ab, ließen es erkalten und brachten es zum Verkauf an die direkten Abnehmer. Wo aber das Schabpech ausgegangen war, halfen die Pechbrocker nach, indem sie die Bäume anzapften (anbohrten), ihnen damit das Blut stahlen und sie so zum Absterben brachten.

Pechler mußten ordentliche „Patente“ (Erlaubnis) für ihr Gewerbe haben. Doch die meisten waren „Stümper“ (ohne Patent) und übten trotz hoher Strafen ihr Handwerk heimlich aus. Bei den ausgedehnten und undurchdringlichen Forsten der damaligen Zeit war dies nicht allzu schwer.

In den Waldungen um Mühldorf am Inn, das damals noch zum Erzstift Salzburg gehörte, war 1706 ein Marx Cancerla von Calangkha, also ein Welscher, von dem salzburgischen Pfleger von Kastner zu Mühldorf, Abraham Ueberacker zu Sieghartstein als Pechler angestellt. Mit dem Patent war er zugleich verpflichtet, fremde, wilde Pechler zur Anzeige zu bringen. Im angrenzenden bayerischen Gebiet bestand bereits seit 1568 zum Schutz der Wälder ein Harzverbot. Als nun die Salzburger Herren das gleiche Verbot erlassen wollten, protestierten die Mühldorfer Bierbrauer, Seiler und Metschenker dagegen, weil sie die Bevölkerung nicht mehr versorgen könnten.

In einigen Gegenden Bayerns werden heute noch die Birken im Frühjahr „gezapfelt“. Aus dem gewonnenen Saft verstehen manche Bäuerinnen ein vorzügliches Haarwasser zu bereiten und aus Honig und Harz eine ausgezeichnete „Schrundensalbe“ für aufgesprungene Hände. Die Birken werden hinterher verstöpselt, daß sie nicht vollkommen ausbluten.

Lorenz Strobl

Wolfgang Dinzenhofer - Aibling und die Pfarrkirche Götting

Von Karl Braßler, Götting bei Bad Aibling

Kreisheimatpfleger K. Braßler, Götting, nimmt in nachstehendem Artikel zu dem Beitrag „Matthias Neff, Bauherr der Pfarrkirche Au bei Aibling“ von Pfarrer Anton Bauer in Nr. 1 der „Heimat am Inn“, Jahrgang 1956, Stellung. Die Redaktion erklärt hierzu, daß die Veröffentlichung der Aufklärung einer interessanten Streitfrage dient, daß sie sich jedoch eines eigenen Urteils enthält.

Im Zuge der Erforschung der Ortsgeschichte von Götting (an der Mangfall im Landkreis Bad Aibling) habe ich mich sehr viel auch mit der dortigen St.-Michaels-Pfarrkirche beschäftigt. Aus dem Umstande, daß sich im Göttinger Pfarrarchiv aus der Amtszeit des Pfarrers Michael Rechmann (1716—1727, vorher Pfarrer in Berbling und Benefiziat in Au bei Aibling) ein Kostenvoranschlag für den Abbruch der alten, baufällig gewordenen und die Errichtung einer neuen Pfarrkirche — angefertigt von dem „Burger und Baumaister zu Aybling“ Wolfgang Dinzenhofer am 9. August 1721 — und aus der Tatsache, daß die neue Kirche in den Jahren 1723—1725 gebaut wurde, schloß ich zunächst, daß der genannte Aiblinger Wolfgang Dinzenhofer ihr Erbauer gewesen sei. Ich berichtete hierüber in der „Aiblinger Zeitung“ Nr. 98 vom 28. April 1942 („Dinzenhofersches aus Götting“). Daß ich damals leider auch das Opfer jener „Dinzenhofer-Autoren“ wurde, die konsequent den Wolfgang aus der Ulpointer Baumeisterfamilie Dinzenhofer mit dem Wolfgang aus Au bei Aibling und später in Aibling (und dem Bruder des damaligen Dekans und Aiblinger Pfarrherrn Johann Dinzenhofer) verwechselten beziehungsweise zusammenwarfen, hinderte mich nicht, eine Erklärung für die vermeintliche Personalunion der beiden zu suchen. Erst als ich nach Erscheinen des erwähnten Artikels die genauen Sterbedaten für die beiden Wolfgänge erfuhr, war es klar, daß beide nichts miteinander gemein hatten — bestenfalls im Verhältnis Onkel-Neffe zueinander standen. Dies führte zu einer entsprechenden Richtigstellung meines obengenannten Aufsatzes in der „Aiblinger Zeitung“ Nr. 122 vom 28. Mai 1942 („Nochmals: Dinzenhofersches aus Götting“).

Stand also jetzt fest, daß der eingangs erwähnte Kostenvoranschlag für die Göttinger Kirche von dem jüngeren Wolfgang Dinzenhofer erstellt wurde, der in den Aiblinger Kirchenbüchern als „Ratsherr, Kaufmann und Vorsteher der Maurer (caementarium praefectus)“ erscheint, so war aber damit doch noch nicht gesagt, daß nun dieser Dinzenhofer den Bau auch ausführte. Darüber fehlen nämlich im Pfarrarchiv sämtliche Un-

terlagen. Bedauerlicherweise sind auch keine Pläne vorhanden, an Hand deren man feststellen könnte, ob der 1723 aufgeführte Kirchenbau nun auch tatsächlich Dinzenhofers Werk darstellt. Die Klärung dieser Angelegenheit brachte schließlich eine Rückfrage beim Archiv des Ordinariats der Erzdiözese München-Freising. Im Ordinariatsarchiv liegt ein zweiter Kostenvoranschlag, den der Baumeister Abraham Millauer von Haustatt eingereicht hat. Trotzdem Millauer erheblich teurer war als Wolfgang Dinzenhofer (2542 fl. 30 kr. gegenüber 1317 fl. 36 kr.), erhielt Millauer am 21. Juni 1723 vom Freisinger Bischof Johann Franciscus den Consens zum Bau der Kirche, mit dem dann sofort begonnen wurde. Die Kirche hat also Abraham Millauer erbaut und nicht Wolfgang Dinzenhofer.

Wenige Jahre (1719) vor dem Neubau der Göttinger Kirche wurde die Pfarrkirche in Au erbaut. Sowohl *Dachauer* („Die Pfarrei Au und deren Ortschaften“, Oberbayerisches Archiv vaterl. Geschichte, V. 1843, S. 402) als auch *Pückler* („Denkmale der Spätgotik und des Barocks in Rosenheim und Umgebung“, Bayerisches Inn-Oberland, 14. 1929, S. 11—12) behaupten, daß die Auer Kirche von Abraham Millauer erbaut worden wäre. Dem steht allerdings die Aussage des Kunsthistorikers Dr. Peter von *Bomhard* entgegen („Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim“, I. 1954, S. 340“ und Sonderheft „Bad Aibling-Stadt und -Land“ der Zeitschrift „Bayerland“, 1955, Heft 5, S. 15), nach der die Auer und die Göttinger Kirche von Wolfgang Dinzenhofer erbaut sein sollen. Anton Bauer schließt sich Dr. von Bomhard an („Pfarrer Matthias Neff“ in „Heimat am Inn“, 1955, Nr. 1, S. 4), indem er schreibt, daß wir jetzt „sicher und unumstößlich wissen“, daß Wolfgang Dinzenhofer der Erbauer der Kirche zu Au, der zu Götting und zu Kirchwald bei Nußdorf ist.

Ich kann mir bezüglich der Auer und Kirchwalder Kirche kein Urteil erlauben, bezüglich der Göttinger Kirche aber steht fest, daß sie nicht von Wolfgang Dinzenhofer erbaut wurde, sondern von Abraham Millauer. Die überraschend große Ähnlichkeit der Innenarchitektur der Auer und Göttinger Kirche zwingt nun unbedingt zu der Annahme, daß beide denselben Planer beziehungsweise Baumeister gehabt haben dürften. Entweder stammen die Pläne von Dinzenhofer, während Millauer mit den Bauarbeiten beauftragt wurde, oder aber die Pläne gehen ebenfalls auf Millauer oder einen anderen zurück und stammen aus der

Edelweiß, Symbol der Berge

Kein Bergwanderer vergißt jemals den Augenblick, da er sein erstes Edelweiß fand. Etwas Magisches geradezu geht von diesem kleinen Blütenstern aus, für das man vergebens nach einer Erklärung sucht. Es gibt keine Blume in den Bergen, die begehrt wäre. Einige der leuchtenden Silbersterne am Hut mit nach Hause gebracht, bedeuten ihrem Träger in den Augen seiner Bewunderer Wagemut und Kühnheit, wenngleich auch diese oft gar nicht nötig waren, die Pflanze zu pflücken. Ja geradezu dämonisch ist die Anziehungskraft, die diese silber-schimmernde Bergblume seit je auf die Menschen ausübt. Sagt man doch, daß das Verlangen nach ihr schon mehr Menschenleben gekostet habe als alle kühnen Besteigungen der todesdrohenden Bergriesen zusammen.

Schule des Münchener Stadtbaumeisters Ignaz Gunethsrainer. Der „andere“ wäre Michael Pröbstl, der Maurermeister Gunethsrainers, von dem bekannt ist, daß er mindestens für die Auer Kirche einen Bauplan entworfen hat, der im wesentlichen zur Durchführung kam. Daß die Göttinger Kirche innenarchitektonisch fast ein Abklatsch der Auer Kirche ist, ist verständlich: Pfarrer Rechmann, der Bauherr der Göttinger Kirche, war 1695—1712 Benefiziat in Au und als solcher bereits Bauherr der Michaelskirche zu Litzldorf gewesen. Baumeister dieser Kirche war Hans Mayr aus Hausstatt. Das war 1708. Hans Mayr starb 1718 und sein Nachfolger war in allem Abraham Millauer, der 1706 des ersten Tochter Barbara geheiratet hatte. Nachdem Pfarrer Rechmann 1716 von Berbling nach Götting kam und 1721 der Neubau der Göttinger Kirche beschlossen war, übertrug er sicher im Hinblick auf die früheren guten Beziehungen zum Hause Mayr dem Millauer den Bauauftrag. Ich neige zu der Auffassung, daß nicht nur im Falle Götting, sondern schon im Falle Au der Aiblinger Baumeister Dinzenhofer lediglich in seiner Eigenschaft als „praefectus“ der Maurer, also gewissermaßen als Zunftvorstand derselben, und mit Rücksicht darauf, daß sein Bruder Johann Dinzenhofer damals als Dekan fungierte, eingeschaltet wurde und erste Kostenvoranschläge — quasi amtliche — zu von anderen Baumeistern stammenden Plänen erstellte, um diese bezüglich ihrer eigenen Voranschläge mehr oder weniger zu binden.

Ich stelle also abschließend fest: Die Auffassung, daß die Pfarrkirche von Götting von Wolfgang Dinzenhofer (Aibling) erbaut worden wäre, ist unzutreffend. Erbauer war Abraham Millauer.

Woran mag es nur liegen, daß gerade das Edelweiß einen solch geheimnisvollen Zauber ausübt? Gibt es nicht genug andere Alpenpflanzen, die mit ihrer Farbenpracht, ihren abenteuerlichen Blütenformen und ihren herrlichen Düften leicht mit dem Edelweiß in Wettstreit treten können? Ist es vielleicht die reizvolle, silberglänzende Pelzummhüllung, ist es der zuweilen gefährliche Standort der Blume oder das Fremdartige, das ihr, als einem sonst in unseren Alpen völlig fremden Pflanzentypus, ohne Zweifel anhaftet? Niemand vermag es recht zu erklären. Obwohl der zünftige Bergwanderer weiß, daß der Standort des kleinen Edelweißes keineswegs ausschließlich auf schwer zugänglichen Stellen zu finden ist, sondern man es in weniger begangenen Gegenden mühe- und gefahrlos, wie jede andere Bergblume pflücken könnte, bewahrt es doch auch für ihn seinen Reiz als Symbol der Berge. Es gibt deswegen auch kaum einen Bergsteiger- oder Alpenverein, der es nicht in sein Abzeichen wählte. In manchem schönen Volkslied wird das Edelweiß besungen und in vielen kitschig-sentimentalen Versen und Melodien voll schauriger Schönheit und steinerweichender Rührseligkeit. Aber ob so oder so, auch die meistbesungene Blume unserer Berge ist das Edelweiß.

Die Kurzgrashalden allerdings, wo es noch zu Hunderten vorkommt, werden immer seltener. Dafür sorgt der Touristenverkehr schon. Im allgemeinen ist das Edelweiß deshalb in den vielbesuchten Alpengebieten heute als eine seltene Pflanze anzusprechen. Mehr noch als die Touristen tragen mancherorts aber leider die Einwohner selber zur Ausrottung der Pflanze bei. Ganze Körbe, Einholtaschen und Hüte voll tragen sie heran, um die einzelnen Blüten an den Straßen den Fremden zu verkaufen. „Wilde“ Bergführer haben den „Ausflug zum Edelweißpflücken“ in ihr Programm aufgenommen, um den Sommergästen einen Anreiz zu bieten. In den bayerischen Alpen werden jährlich drei- bis fünftausend Blüten und mehrere hundert Edelweißstöcke nachweislich geplündert. Von vierzig Edelweißstandorten im bayerischen Alpenteil vor hundert Jahren sind so heute gerade noch drei geblieben. Um die „weiße Königin der Alpenblumen“ in Bayern vor der völligen Ausrottung zu bewahren, wurden darum von begeisterten Bergfreunden Versuche ihrer künstlichen „Aufforstung“ angestellt. Diese waren auch von geradezu überraschendem Erfolg gekrönt. Es konnte bereits eine Vermehrung des Edelweißes um zehn bis fünfzehn Prozent festgestellt werden. Edelweißpflanzungen

werden aber nur dort vorgenommen, wo es nachweisbar früher vorgekommen ist. Am besten bewährte es sich, die Edelweißstöcke im Tal aus Samen zu ziehen und dann bei feuchtem Wetter in ihr eigentliches Gebiet der Wettertannen und Felsen zu verpflanzen. Ist die Witterung zu gegebener Zeit einmal anhaltend trocken, so wird sogar das notwendige Gießwasser in Bierflaschen mit auf die Berge geschleppt. Unter großen Opfern an Zeit und Mühe müssen dann die ausgesetzten Edelweißstöcke noch eine ganze Zeit lang regelmäÙig kontrolliert werden.

Im Gegensatz zu vielen älter bodenständigen Alpenpflanzen ist das Edelweiß erst während der Eiszeit in die Alpen eingewandert. Es gehört zu den sibirischen Florenelementen und sein Ursprungs- und Hauptverbreitungsgebiet ist Asien. Dort kommt es in zahlreichen Abarten sowohl in den Steppegebieten als auch im Hochgebirge vor. Auch da wächst es in erster Linie auf trockenen Grasfluren und nur selten als Felsbesiedler. Besonders im Himalaja, in Höhenlagen von 3000 bis 5400 Meter, sind die Hochgebirgsarten unseres Edelweißes am häufigsten. Den größten Teil der 36 Arten weist Tibet auf; von dort sind etwa 23 Arten bisher bekannt. Von den Bergen Japans kennen wir sieben Arten. Das Edelweiß unserer Alpen verbreitet sich in Europa westlich von den Pyrenäen bis östlich in die Karpaten und in die Balkanberge. Seltsamerweise ist dann eine Lücke bis zum Altai und Afghanistan. Kaukasus und Ural überspringend, taucht es erst wieder in Westsibirien auf und dehnt sich dann in der uns bekannten Form aus bis Tibet und das Himalajagebiet.

Bemerkenswert ist, daß der weiÙe Stern des Edelweißes nur eine Scheinblüte ist. Die eigentliche Blüte sind die fünf bis sechs gelblichgrünen Blütenköpfchen in der Mitte, die sich wieder aus vielen winzigen Einzelblütchen zusammensetzen. Sie sind vollkommen duftlos. Die weißwolligen Zacken außen, der Stern, sind nichts weiter als filzige Laubblätter. Der faszinierende leuchtende Schimmer der Sternzacken kommt von Hunderten kleiner Lichtreflexe, die sich zwischen den durcheinandergewirkten Haaren bilden. Der weiÙe Pelz schützt das Edelweiß vor zu starkem Wasserverlust bei Trockenheit. Der schöne deutsche Name des Edelweißes ist in mehrere fremde Sprachen übergegangen. Dieser Name wird zum erstenmal im Jahre 1784 aus Zell am Ziller erwähnt. Bekannt war die Pflanze aber schon in Wien im 11. Jahrhundert unter der Bezeichnung „Lewenwurz“. Gleichzeitig findet man auch schon den lateinischen Namen „Leontopodium“ dafür, der dann auch ihr wissenschaftlicher Name wurde. Allerdings gibt es auch prosaischere Benennungen für das Edelweiß.

So wird es mancherorts „Bauchwehblume“ genannt. In Milch mit Butter und Honig gesotten, soll es nämlich gegen Bauchweh gut sein.

Eine innige Erzählung geht im Volke aber auch um, die unsere sagenumwobene Silberblüte zum Gegenstand hat:

Die heilige Jungfrau Maria sitzt in der Sonne drin am Spinnrad. Sie spinnet Wolle von schneeweißen Lämmlein, wie sie im Paradiese weiden. Da ist ihr einmal, als sie bei dem Spinnen eingeschlummert und vom Menschengeschlechte hat geträumt, ein Flöcklein der Wolle auf die Erde gefallen, ist hängengeblieben an einem hohen Felsen und die Leute haben es gefunden und Edelweiß geheiÙen.

J. Thomas, Sachrang

Des Jahres Bild

Sein Herrschen tat im Walde kund
Der Herbst auf Narrenweise
Bis es ihm wurde wirbelbunt —
Da ging er auf die Reise.

Der Winter kam mit Schnee und Eis
Als Künstler zu dem Nackten
Und tilgte es, mit Weiß in Weiß
Im Stile der Abstrakten.

Der Winter wurde endlich alt,
Es ging mit ihm zu Ende,
Da nahm der Frühling mit Gewalt,
Das Szepter in die Hände.

Er wählte, stets modern und schlau,
Um niemand zu verschmupfen
Zu seinem Bild das Himmelblau
Mit hellen Wolkentupfen.

Er mischte sattes Grün dazu,
Mit bunten Blütenklexen
Und konnte nun, in aller Ruh,
Die Kritiker behexen.

Weil nichts von Dauer auf der Welt, —
Die Regel zu bewähren —
Hat sich der Sommer eingestellt,
Mit Sensenklang und Ähren.

Sein Bild begeistert alt und jung.
Wo immer Maler wohnen
Bringt alle Pinsel er in Schwung
Zu tiefen Impressionen.

So schenkt sich uns das ganze Jahr!
Es darben bloÙ die Toren,
Die sehen wollen was nicht war, —
Mit Augen — blindgeboren.

Leo Baron Manteuffel

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Köbe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

September/Oktober

Nummer 5

Seltsamer Name „Sachrang“

Von Josef Thomas, Sachrang

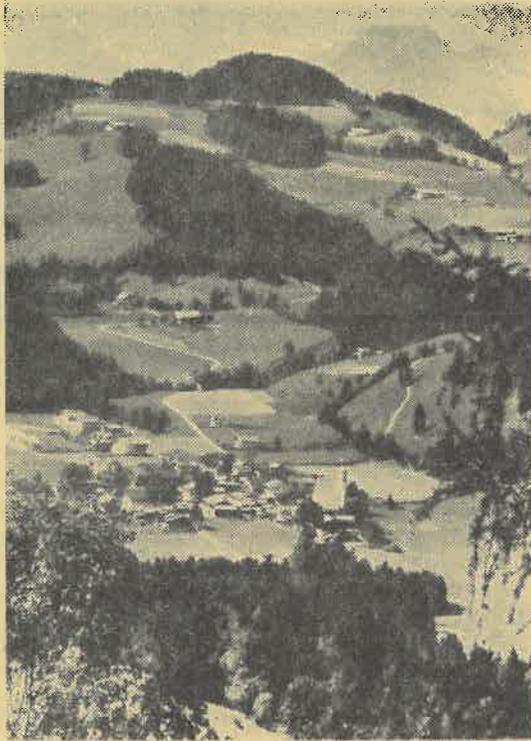
Ein sonderbar klingendes Wort ist „Sachrang“, außergewöhnlich, und wohl einmalig, was dieser Name des bekannten Chiemgaudorfes im schönen Priental zu bedeuten hat. Und dies mit Recht, denn wir sind es gewohnt, daß unsere bayerischen Ortsnamen einen Sinn haben. Mag auch ihre sprachliche Bildung wie immer gestaltet sein, die Entstehung unserer Ortsbezeichnungen ist bei allen Völkern, die unsere Bezirke bewohnten, immer eine natürliche gewesen. Die moderne amerikanische Weise, neue Orte einfach „Homer“, „Seneka“, „Columbus“ oder „Bismark“ zu benennen, kannte man in alter Zeit bei uns nicht. Unsere Ortsnamen sind organisch aus dem Volke heraus erwachsen, wie unsere alten Bräuche. Die ersten Siedler waren es wohl, die Flüsse, die Bäche, die Täler und Bergspitzen benannten. Dem Ort, wo sie den Wald gerodet und gelichtet haben und wo sie ihre ersten Blockhütten zimmerten, gaben sie den Namen, der das ansprach, was die betreffende Oertlichkeit dem Menschen bedeutete. Kein Ortsname ist bei uns ohne Sinn entstanden und gegeben worden. Erfassen wir diesen Sinn, dann enthüllt er uns die Beziehung des Namens zu dem Ort, an dem er haftet.

Bereits der große Leibnitz sagte: „Ortsnamen müssen ja einen Sinn haben, und wenn sie uns heute keinen Sinn mehr zu geben scheinen, so zeigt dies nur, daß unsere Sprache von der alten Sprache abweicht, in

der die Ortsnamen geschaffen worden sind“. Er deutet damit schon die Grundlagen an, auf der die gesamte Ortsnamenforschung sich aufbaut. Natur und Kultur eines Ortes enthüllen sich uns aber oft erst dann so recht, wenn wir den Sinn erfaßt haben, der hinter dem Ortsnamen steht. Mannigfachste Schwierigkeiten allerdings stellen sich dem Ortsnamenforscher entgegen. Vergegenwärtigen wir uns, wie Völkerwelle auf Völkerwelle, Stamm auf Stamm in unserem Lande sich folgten, wie bald Zerstörung, bald wieder friedliche Besitznahme einander ablösten, wie Eroberer und Besiegte, Kolonisten und frühere Bewohner sich nebeneinander lagerten. Vergegenwärtigen wir uns, wie das nachfolgende Volk einen überkommenen Bestand von Ortsnamen umänderte, in seinem eigenen sprachlichen Geist umgestaltete und mit neuen Namen erweiterte, so können wir uns vorstellen, wie vielfach sprachliche Verwerfungen, Ueberschiebungen von Ortsnamenschichten zustande kamen, die ähnlich den verschiedenen Formationen der Gesteinsarten, neben-, über- und durcheinander liegen.

Ein weiteres Hindernis der Ortsnamenforschung ist jenes, daß in alten Papsturkunden oder Ablaßbriefen auswärtiger Bischöfe, die von ganz sprachfremden Schreibern oft geschrieben wurden, die deutschen Namen entstellt, in späteren Kopien alter Urkunden die ursprüngliche Form verdorben ist. Wie oft mag es wohl unseren eigenen mittel-

alterlichen Schreibern begegnet sein, daß sie nicht recht imstande waren, die alt- und mitelhochdeutschen Lautformen der Ortsnamen schriftlich entsprechend zu fixieren. So wird auch der Chiemgauort Sachrang in alten Schriftstücken unter vielen verschiedenartigen Bezeichnungen geführt. Einmal ist da von Saher, Sachranns Tal, von Saherane und Sahaerangen, ein andermal wieder von Sar-



Von allen Seiten ist das Chiemgau Dorf Sachrang von vielen kleinen und kleinsten bergabstürzenden Bächen umgeben, so daß weite Wiesenflächen riedartigen Charakter tragen. Dieser Umstand war es, der in alter Zeit dazu führte, dem Ort seinen eigentümlichen Namen zu geben.

Foto: Max Baur

ach, Sacherang, Sacheranch, Sachranc, von Sagrau und Sachran die Rede. Die älteste Schreibart indessen ist Sahaerangen oder Saherane. „Sahar“ hieß man aber im Althochdeutschen das Ried- oder Sumpfgas und „rang“ ist gleich Wiese oder Feld. „Sachrang“ bedeutet also nichts anderes denn „Sumpfgaswiese“. Deswegen heißt es auch meist in alten Schreiben „im“ Sachrang. Das war eben der Ort im Sumpfgas. Anscheinend hat man auch früher das ganze Sachranger Tal mit „Saherane“ bezeichnet. Dies geht besonders aus einem erhaltenen Besitzverzeichnis des Grafen Sibito von Chiemsee oder Falkenstein hervor, das davon berichtet,

daß die Erzbischöfe von Salzburg verschiedene Rechnisse aus Sachrang bezogen haben. Das Vogteirecht über die Güter des Erzstiftes stand dem Grafen Sibito zu. Für dieses Recht genoß dieser um 1190 „aus drei Orten in Saherane“ drei Schaff Getreide. Es waren wohl damit drei Ortschaften des Sachranger Tales gemeint.

Die Bezeichnung Saherane oder Sumpfgaswiese für das Sachranger Tal ist äußerst treffend gewählt. Noch heute hat dieses einen durchgehend sumpfigen Charakter und große Flächen sind ebenfalls heute noch mit ausgesprochener Sumpfflora bewachsen. Früher dürfte das ganze Tal einmal eine einzige Sumpfwildnis und die Bezeichnung noch charakterisierender gewesen sein. Ganz zu der alten Ortsbezeichnung passend, ist auch die überlieferte Kunde von einem See bei Sachrang, der dort früher einmal bestanden und sogar eine gewisse volkstümliche Bedeutung bis weit über das Land hinaus gehabt haben soll. Dieser See soll nämlich im Rufe eines Orakels gestanden haben. Angeblich hatte das Wasser die Eigenart, Hungerjahre vorher anzuzeigen. Der See wurde deswegen auch der „Hungersee“ genannt. Für gewöhnlich soll er nicht sehr groß, ja meist nicht mehr als eine glattflächige Lacke gewesen sein, die bald zu versiegen schien. Drohte jedoch Mißwuchs und Teuerung, so soll das Wasser wild aufgequollen und ein richtiger großer See entstanden sein, der eine weite Fläche Landes bedeckte. Heute allerdings weiß anscheinend in Sachrang niemand mehr von diesem See mit seiner geheimnisvollen Bedeutung in alter Zeit. Ja, trotz vieler Umfragen, konnte nicht einmal jemand gefunden werden, der noch den Namen Hungersee kennt. Aber aus dem Jahre 1940 noch liegen Aufzeichnungen vor, daß damals unter den ältesten Einwohnern Sachrangs Leute waren, die den Namen kannten und die davon zu erzählen mußten, daß früher die Bauern bis aus der Donaugegend her ins Sachranger Tal kamen, um nach dem Wasserstand des Hungersees zu sehen und so zu erfahren, ob gute oder schlechte Ernte zu erwarten sei.

Oft ist das Rätsel eines Ortsnamens weder durch Bücher noch Theorien zu lösen, sondern überhaupt erst durch sehende Augen und genaue Kenntnis der Lage eines Ortes. Im Falle Sachrang hat das Bild der Natur jedoch allein die Aufgabe einer — allerdings einzigartigen — Bestätigung der gefundenen Bedeutung der Ortsbezeichnung.

Die schöne Landrichterstochter von Haag

Maria Pettenbeck wurde die Gattin eines bayerischen Herzogs

Vierzehn Kilometer nördlich von Wasserburg liegt der stattliche Markt Flecken Haag, überragt von seinem Schloßberg, auf dem ein 47 Meter hoher, von vier Ecktürmchen flankierter Burgturm steht, der Ueberrest der einstigen Haager Burg, die bis zum Jahre 1566 der Mittelpunkt der Reichsgrafschaft Haag war und dann herzoglich bayerisch wurde. Auf diesem Schloßberg steht eine große Linde. Die Haager haben sie als „Pettenbeck-Linde“ bezeichnet und wollen damit der Nachwelt das Andenken an eine Haager Beamtenstochter überliefern, die in der altbayerischen Geschichte eine Rolle gespielt hat. Diese Haagerin hieß Maria Pettenbeck und war die bildhübsche Tochter eines Haager Landrichters und herzoglichen Rates, der sich Georg (von) Pettenbeck schrieb. Die Maria Pettenbeck hatte ein ähnliches Schicksal wie die schönen Augsburgsbergerinnen Philippine Welsler, Agnes Bernauer und Klara Tettin: wie diese erregte sie durch ihre Schönheit und Anmut das Interesse eines Mannes, der dem Fürstenstand angehörte und der sie schließlich zur legitimen Gattin erwählte. Die Maria Pettenbeck wurde so zur „heimlichen Fürstin“, was weiß Gott nicht heißen soll, daß ihr damit ein großes Glück beschert worden sei. Im Gegenteil.

Die romantische Liebesgeschichte zwischen der schönen Haager Beamtenstochter und dem bayerischen Fürsten begann im Jahre 1588. Da weilte der herzoglich bayerische Rat und Landrichter von Haag Georg v. Pettenbeck mit seinem 14jährigen Töchterlein Maria in München, um seinem fürstlichen Herrn, dem regierenden Herzog Albrecht V. von Bayern, in der Residenz seine Aufwartung zu machen. Bei dieser Gelegenheit begegnete er auch dem einen der drei Söhne des Herzogs, dem Prinzen und Herzog Ferdinand, den der fürstliche Vater zum Priester bestimmt hatte, der es aber vorzog, als Junggeselle fröhlich dahin zu leben und mit schönen Frauen die Freuden des Lebens heiter zu genießen. Als der 38jährige Herzog Ferdinand an jenem Tag in der Münchner Residenz der kleinen Maria Pettenbeck ansichtig wurde, da war er über ihre Schönheit baß erstaunt, er verliebte sich über alles in das junge Mädchen und gab diese heftige Neigung bei nächstbesten Gelegenheit der Maria Pettenbeck und ihrem Vater gegenüber auch deutlich zu erkennen. Von Maria Pettenbeck, „einem über die Maßen schönen, zarten und zugleich tugendhaften und gottesfürchtigen Frauenzimmer“, wird berichtet, daß sie über diese Werbung nicht wenig erschrocken sei, desgleichen auch ihr Vater, der den Prinzen

vergeblich auf die Standesunterschiede zwischen ihm und seiner Tochter verwies, zumal letztere doch erst vierzehn Lenze zähle. Noch größer waren die Widerstände natürlich, die der Prinz bei seinem Bruder, dem regierenden Herzog Wilhelm V. (sein Vater war inzwischen gestorben) zu überwinden hatte. Die Herzogin-Mutter bemühte sich hartnäckig, ihren Sohn von dieser Liebesheirat abzubringen, aber alles war umsonst. Herzog Ferdinand erhob die schöne Maria Pettenbeck nicht bloß zu seiner Geliebten, sondern zu seiner rechtmäßigen Ehegesponsin: am 26. September 1588, also noch im gleichen Jahr, führte er die bildhübsche Haager Landrichterstochter in München zum Traualtar. Von der Münchner Hofgesellschaft wurde nicht nur die bürgerliche Herkunft der Braut übel vermerkt, sondern auch der Altersunterschied des Paares beanstandet, der 24 Jahre betrug.

Die Heirat des Herzogs Ferdinand mit Maria Pettenbeck aus Haag ging aber nicht ohne ein großes Opfer des fürstlichen Bräutigams vor sich: kurz vor seiner Vermählung mußte sich Ferdinand vertraglich verpflichten, für sich und seine Nachkommen auf jedes Anrecht auf das Herzogtum Ober- und Niederbayern und die dazu gehörigen Grafschaften zu verzichten und sich mit einem einfachen Adelstitel zu begnügen, außerdem mußte er schriftlich versprechen, „auf seine künftige Ehegattin, um allerlei Nachreden zu verhüten, so einzuwirken, daß sie sich in Kleidung und Haushaltung mit gebührender Bescheidenheit und Discretion zeige“. Herzog Ferdinand nahm diese Verpflichtungen und Verzichtes freudig auf sich; sein ihm gut gesinnter Bruder, der regierende Herzog, erleichterte ihm die Situation dadurch, daß er ihm als Hochzeitsgabe die ehemalige Grafschaft Haag (die schon um 980 Sitz eines freien Edelgeschlechtes war, von 1200 bis 1245 den Herren v. Gurren und hernach den Fraunbergern von Haag zu Prunn gehörte) zum Geschenk machte, nicht zuletzt auch deshalb, um seiner Schwägerin, der Maria Pettenbeck, damit eine besondere Freude zu machen. So wurde die Haager Landrichterstochter bürgerlicher Herkunft durch ihre Heirat mit dem Herzog Ferdinand Schloßherrin auf Haag, in ihrer Heimat. Später ward ihr noch eine große Ehrung und Freude zuteil: der regierende Herzog Wilhelm V. verlieh der Maria Pettenbeck — zum maßlosen Erstaunen und zur geheimen Empörung der Münchner Hofgesellschaft — den Titel „Von Gottes Gnaden Herzogin in Ober- und Niederbayern, Pfalzgräfin bei Rhein“.

Es trat aber noch ein sehr wichtiges Ereignis im Leben des jungen Paares ein. Um seinem Bruder Ferdinand und seiner Schwägerin die finanziellen Grundlagen zur Führung eines entsprechenden Haushaltes zu verschaffen (die Einkünfte aus der Herrschaft Haag reichten dazu nicht aus) schenkte der Herzog Wilhelm den beiden auch noch Schloß und Grafschaft Wartenberg im Strogenbachtal im pfälzigen Landkreis Erding mit der Bestimmung, daß sich die Nachkommen seines Bruders „Grafen und Gräfinnen von Wartenberg“ zu nennen haben. Burg und Herrschaft Wartenberg, eine Schöpfung der Grafen von Scheyern-Wittelsbach aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, Wohnsitz des Stammvaters des bayerischen Königshauses, des Pfalzgrafen Otto v. Wittelsbach vor seiner Belehnung mit dem Herzogtum Bayern anno 1171, hatte nach dem um 1375 erfolgten Abbruch der Burg Wartenberg (die der Landesherr den Bürgern des darunter gelegenen Ortes geschenkt hatte) in der bayerischen Geschichte keine Rolle mehr gespielt; erst durch die eben genannte Schenkung der Herrschaft an Herzog Ferdinand und Maria Pettenbeck erstrahlte der Name in neuem Glanz, und das um so mehr, als es im Lauf kurzer Zeit nicht weniger als 16 junge Grafen und Gräfinnen von Wartenberg gab. So viele Kinder hat nämlich Maria Pettenbeck ihrem fürstlichen Gemahl geschenkt! Eines von ihnen, ein Bub, widmete sich dem Priesterstand und brachte es bis zum Kardinal, bereits mit elf Jahren wurde er zum Propst der Stiftskirche in Altötting ernannt, wo man heute noch im Kreuzgang seinen wappenverzierten Grabstein sehen kann. Zwei blutjunge Gräfinnen von Wartenberg, Maximiliane und Maria Magdalena, gingen ins Kloster; Maximiliane, die Gottselige, wirkte verdienstvoll als Oberin des Franziskanerinnen-Klosters in München. Als die Schweden 1632 nach München kamen, übersiedelte sie mit ihrem Konvent nach Schloß Thurnfeld bei Hall in Tirol, sechs Jahre später ist sie gestorben. Im Jahre 1602 ging auch Schloß und Herrschaft Wald a. Alz unweit Garching in den Besitz des Herzogs Ferdinand über und von 1659 an gehörten den Grafen von Wartenberg auch das Schloß Tüßling bei Mühldorf am Inn samt Hofmark; Graf Ferdinand Marquard v. Wartenberg erbaute die dortige Marktkirche St. Georg, an deren Hochaltar heute noch sein Wappen zu sehen ist. Vom Jahre 1602 an war Wartenberg nur noch eine Titulatur-Grafschaft.

Herzog Ferdinand lebte mit der Maria Pettenbeck zumeist in München, wo er sich am Rindermarkt ein Palais erbauen ließ. Es ging ihm nicht besonders gut; die standesgemäße Erziehung seiner 16 Kinder und sein

Haushalt verschlangen mehr, als er sich leisten konnte. Der Herzog geriet tief in Schulden und mußte sogar seinen Schwiegervater, den herzoglichen Landrichter Georg v. Pettenbeck, bitten, ihm 1000 Gulden zu leihen. Die Zahl der Gläubiger wuchs von Jahr zu Jahr und unter diesen drückenden Verhältnissen litt auch Maria Pettenbeck schwer; „ihr Leben — heißt es — war kärglich, ärmlich, kummervoll und freudenleer“. Sie war nicht glücklich und suchte oftmals Trost und Frieden in ihrer Heimat Haag. Am 30. Januar 1608 wurde sie Witwe und mußte mit einer lächerlich geringen Apanage auskommen.

Am 5. Dezember 1619 ist sie, erst 45jährig, in München gestorben. In der Fürstengruft der Frauenkirche fand sie neben ihrem Gatten die letzte Ruhestätte. Auf einer Gedenktafel in der Kirche zum Hl. Geist, man liest dort: „Maria Pettenbeck lebte in Glück und Unglück, war aber größer als beide, denn sie erwies sich im Unglück beharrlich, im Glück mäßig. Sie war des Himmels würdig, nach dem sie sich stets gesehnt.“

Im Jahre 1736 besuchte der letzte Graf v. Wartenberg die Ritterakademie im Benediktinerkloster Ettal, dort ist er im Alter von erst 18 Jahren an einem Pflirschickel erstickt. Damit erlosch die Nachkommenschaft der schönen Landrichterstochter Maria Pettenbeck von Haag, der Maximilian Schmidt (Waldschmidt) in seiner Erzählung „Maria Pettenbeck“ ein literarisches Denkmal gesetzt hat.

August Sieghardt, Grassau

Ein Klughamer

Zu Mittergars und Mühldorf ein Klughamer vor 450 Jahren: Ein Wolf (Wolfgang II.) auf Klugham bei Oberneukirch-Gutenberg am Inn war Verwaltungsbeamter und führte ein bewegtes Leben. Als Pfleger zu Dingolfing ist er 1477 erwähnt, zu Kirchberg bei Regensburg ist er 1482 Pfleger, bald darauf wird er als Propstei-Verwalter zu Mittergars, nämlich 1498, genannt; gleichzeitig 1496—1500 ist er Stadtrichter zu Mühldorf am Inn. Zu Frauenbühl bei Winhöring ist er 1506 Pfleger. Er starb vor 1510 und hinterließ sechs Kinder. — Zuvor hatte er den Sitz Frauenbühl bei Winhöring vor Neuötting am Inn von Heinrich dem Friesenhaimer als Eigentum erworben. Seine drei Töchter Katharina, Agnes und Margaretha verheirateten sich 1510 am gleichen Tag mit den drei Brüdern Paulus, Oswald und Christoph die Pelkofer. Wolfs Sohn Sebastian starb in Regensburg 1546 als Kanonikus.

P. M. Burger,
Malseneck am Inn bei Kraiburg.

Der Braut- oder Kammerwagen

Von Josef Sauer, Törwang

Wenn auch nicht mehr überall eine richtige Bauernhochzeit stattfindet, so hat sich doch an vielen Orten herkömmliches Brauchtum wachgehalten. Beispielsweise hält man oft noch an der schönen Sitte des Kammerwagenfahrens fest, wenn auch dieses Gefährt auf den Straßen unserer Heimat seltener geworden ist und zuweilen an äußerer Aufmachung, an Schmuck und Glanz eingebüßt hat.

Wandert der Hochzeitslader im schwarzen Bratenrock mit seidenbebändigtem Hut und Stock als Bevollmächtigter des verlobten Paares von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, um die Vettern- und G'vattern-Freundschaft mit salbungsvollem Aufgebot zur Hochzeit zu laden, dann geht es im Anwesen des Jungbauern und im Hause seiner Braut geschäftig zu. Zimmerleut' und Maurer richten den Hof zusammen, bauen die Alten aus und die Jungen ein.

Das Aufrichten des Kammerwagens geschieht meistens am Samstag vor der gern am Dienstag stattfindenden Hochzeit, nachdem schon vorher die Aussteuer der Braut, kurz „Fertigung“ oder „Bettg'wand“ geheißen, zur öffentlichen Besichtigung aufgestellt und ausgelegt war. Beim sogenannten „Bauen“ des Kammerwagens, das so kunstgerecht erfolgen muß, daß jedes Stück in die Augen fällt, beteiligen sich neben dem Schreiner und der Näherin auch die Freundinnen der Braut, denen früher vor allem die Aufgabe oblag, dem Spinnrad und Spinnrocken zierlichen Schleifen- und Blumenschmuck zu verleihen. Im Allgäu und an der oberen Donau, an der Kammlach und Mindel war diese Sitte unter dem Namen „Wickeleputzen“ bekannt. Dafür wurden die Mädchen von den Brautleuten bewirtet. Geschah das Aufputzen der Brautkunkel schon einige Tage vorher, so verband sich damit anschließend zu Hause eine kleine Feier mit Tanz. Auch das Auffüllen der Strohsäcke wurde gern mit lustigem Tanzvergnügen beschlossen. In der Grönenbacher Gegend führte diese Belustigung den Namen „Millritt“.

Je nach Stand und Vermögen der Braut bot früher so ein aufgerichteter Kammerwagen ein prächtiges, farbenfrohes Bild. In einigen hübschen Modellen sind uns solche Brautfuder im Münchener Nationalmuseum erhalten. Eine möglichst reiche „Ausfertigung“, wie man kurz die gesamte Aussteuer nannte, war schon von jeher auf dem Lande Ehrensache für Braut und Bräutigam, für Eltern, Geschwister und Verwandte. Jeder standesbewußte Bauer will heute noch mit

einem schönen Kammerwagen von sich und seinem Hause reden machen.

So ein Braut- oder Fedelwagen, der in Schwaben die Namen Kuchel- oder Kobelwagen, im Fränkischen die Bezeichnung Bräutlwagen führt, enthält alles, was der Braut an standesgemäßer beweglicher Habe gebührt und was sie an Hauseinrichtung und sonstigem Fahrnis dem Bräutigam zubringt.

Als Paradestück stehen im Mittelpunkt des Brautfuders die beiden aufgeschlagenen Bettstellen mit hochgebauchtem Federbett. An die hintere Wand der Bettstellen schließen sich ein bis zwei Schränke an, während den vorderen Teil des Wagens Glaskastl, Waschkommode und Tisch einnehmen. Dieser birgt im Schubladen nach altem Brauch einen Laib Brot und Salz, ein sinniges Geschenk des väterlichen Hauses, damit die junge Bäuerin im Ehestand von Nahrungssorgen verschont bleibe. Zu beiden Seiten des Wagens ragen Stühle, Schüsselrahmen und verschiedenes Haushaltskleinzeug heraus. In früherer Zeit, als noch Bäuerin und Ehehalten im Winter den Bedarf an Leinwand und Wäsche im Hause mit Hilfe des Leinwandwebers selbst fertigten, fehlte auf dem Kammerwagen auch das zierliche, flachsbesteckte Spinnrad nicht. Es stand oben auf der zweischläfrigen Himmelbettstatt neben der buntbemalten Wiege und dem mit Leinwand gefüllten Butterfaß.

Auf der geräumigen Truhe, die ehemals keinem Kammerwagen fehlte, saß die Braut, die geschnitzte und sinnig verzierte Kunkel haltend, das glückverheißende Zeichen des neuen Standes und Berufes. Oftmals begleitete die Patin die Braut. Ihnen zur Seite nahm die Näherin Platz. Heute geht die Braut gewöhnlich im Sonntagsgewand mit der Näherin neben dem Kammerwagen her oder fährt in einer Kutsche nach.

Dem ersten Knecht, dem sogenannten „Baumer“, gebührt die Ehre, das Brautfuder in das Haus der künftigen Eheleute zu fahren. Ihm obliegt die Arbeit, nach bekanntem Herkommen das Brautfuder zu schmücken. In die Löcher der vier Jochnägel des frischgestrichenen Heuwagens setzt er bändergeschmückte Boschen. Zierliche Girlanden umsäumen in gefälligem Schwung die Seiten des Wagens und die eigens sauber gestriegelten Pferde erhalten für die festliche Fahrt besonders schmucken Putz: Blinkende Geschirre, rot ausgefütterte Dachsfelle am Kummel, Buchssträußlein und rote Bändchen in Mähne und Schweif. Sogar der Peitschenstiel trägt oben ein hochzeitliches Mascherl. Auf

dem Hut des Fuhrmannes prangt ebenfalls ein Sträußchen. Der Wagenlenker soll ledigen Standes sein. Er steckt Teile des Kräuterboschens zu sich und bindet auch den Pferden davon unter die Mähne, um alles Unheil zu bannen. Wenn der Knecht die Rosse aus dem Stalle weist, muß das erste Pferd mit dem linken Fuß zuerst über die Schwelle treten und wird nötigenfalls so oft zurückgeführt, bis es den richtigen Tritt hat. Uebermütiger Jubel und ausgelassene Freude begleiten den Kammerwagen auf seiner Fahrt.

Dem hochzeitlichen Gefährt folgt die Hofdirm mit der bekränzten und schellenbehangenen „Braut- oder Starzkuh“, der besten Kalbin des väterlichen Stalles. Wo der Kammerwagen aus- und einfährt, in jedem Weiler und Dörfel, langen die Mannersleut' mit Freude zum Stutzen und schießen dem Hochzeitspaar zu Ehren. Vor jedem Wirtshaus wird angehalten und der Braut eine Stehmaß zugebracht. Unterdessen haben die Neugierigen Zeit und Gelegenheit, den hochgeladenen Brautwagen zu würdigen und zu bestaunen. Von allen Seiten des Dorfes eilen die Leute herbei, voran die Jugend, um ja nicht die freudige Gelegenheit zu versäumen, das Gefährt aufzuhalten. Mittels einer quer über die Straße gespannten Schnur, einer Stange oder Kette wehren sie dem Wagen die Weiterfahrt. Dabei lassen die Buben manch scherziges, trutziges G'stanzl hören:

„A Spinnradl und a Bettstattl
Und a scheckate Kuah
Schenkt ma mei Muatta,
Wenn i heirat'n tua.“

Mit Küachln, Weißbrotweckerln, Zuckerplutzerln und Kleingeld, von der Näherin links und rechts vom Wagen herab unter die Kinder geworfen, erkaufte sich die Braut den Paß. Diese Freigiebigkeit im Brautstande wird nach gläubiger Meinung später in der Ehe siebenfach vergolten. Die Braut gibt dieses Lösegeld um so lieber, als daraus ein Schluß auf den Wohlstand des elterlichen Hauses gezogen wird. Je nach der Gegend führt dieser Brauch verschiedene Bezeichnungen: Im bayerischen Oberland wird „der Wagen gesperrt“, in der Gegend von München „fängt man die Hochzeiterin auf“, im Niederbayerischen wird dem Kammerwagen „der Weg verzogen“, im Allgäu wird „das Brautfuder aufgehoben“, in Schwaben „spannen die Kinder vür“, im Fränkischen und in der Oberpfalz ist diese Sitte unter der Redewendung „Schnüren“ bekannt.

Die Ankunft des Brautfuders soll nicht vor der Mittagszeit erfolgen. Empfang, Abladen des Wagens und Heimkehr der Braut sind an örtliche Gebräuche gebunden. Freuden-schüsse, Juchzen und Hüteschwenken emp-

fangen die Braut mit ihrer Habe im neuen Heimatdörfel. Rollt der Brautwagen durch das Tor des Schwiegeranwesens, dann tritt der Bräutigam aus dem Hause und reicht seiner Auserwählten mit freudigem Gruß die Hand. Eltern und Nachbarn empfangen die Braut mit dem Glückwunsch „Wünsch Glück zur neuen Freundschaft!“. Die Angekommenen erwartet nun ein guter Imbiß. Im Chiemgau überreicht dabei die Näherin dem Bräutigam ein von der Braut selbstgefertigtes Hemd. Vor dem Ableeren des Wagens schreitet der Bräutigam dreimal von rechts um den Kammerwagen und trägt dann das Brautbett eigenhändig in die Schlafkammer. Im Niederbayerischen dagegen darf der Bräutigam beim Abladen der „Fertigung“ nicht mithelfen.

Sobald der Schreiner die Einrichtung mit Geschick und Umsicht an Ort und Stelle gebracht hat, macht er die Vorhänge und Bilder auf, während Braut und Näherin damit beschäftigt sind, Wäsche und Kleider einzuordnen, die Betten zu richten und alles in den offenen Schubladen und Kästen für das Kammerwageng'schau bereitzulegen. Von dieser willkommenen Gelegenheit, die Ausstattung der Braut besichtigen zu können, machen bekanntlich am Hochzeitstag nicht nur die erschienenen Hochzeitsgäste ergiebigen Gebrauch, die Neugierde zieht vielmehr das ganze junge Volk, vor allem aber auch die Frauen des Dorfes und der näheren Umgebung an. Da Geschmack und Geldaufwand gehörig gelobt und bewundert werden wollen, gibt es beim Kammerwageng'schau auch einen kleinen Imbiß. Da und dort herrscht die Sitte, so zum Beispiel in der Hallertau, allen Besuchern neben Bier und Brot auch branntweingetränkte Semmeln anzubieten.

Sind die Möbel und Gegenstände dem neuen Hausstand eingeordnet, erhalten Fuhrknecht, Magd, Näherin und Schreiner vom Bräutigam für ihre Dienste ein gutes Trinkgeld und dann kehrt die Braut mit dem leeren Kammerwagen ins elterliche Haus zurück.

Die wenigen Tage vor der Hochzeit füllen Vorbereitungen für das familiäre Freudenfest aus. Am Polterabend versammeln sich die ledigen Leute des Dorfes, die zur Hochzeit geladen sind, im Hause der Braut und im Anwesen des Bräutigams zur sogenannten „Kunkel- oder Nachthochzeit“. Ihre Anwesenheit gibt die Gewißheit, daß sie dem Brautpaar auch als Teilnehmer bei der Hochzeit die Ehre schenken. Fröhlichkeit und Scherz beherrschen diese letzten Stunden vor der Hochzeit im Kreise der ledigen Freunde und Freundinnen. Ein Tänzchen verleiht dieser Vorfeier bei Ziehharmonikaklang oder Zitherspiel würdigen Abschluß.

Johann Kaspar Aiblinger / Wasserburgs berühmter Sohn

Eine kulturgeschichtliche Skizze

Der bedeutende Kirchenkomponist J. K. Aiblinger wurde am 23. Februar 1779 als Fragnersohn in Wasserburg geboren. Der musikalische Knabe erhielt seine erste Förderung in der Benediktinerabtei Tegernsee, wo sein Landsmann P. Nomosus Brand wirkte. Das Gymnasium besuchte er in München. Daneben aber genoß er gründlichen Unterricht in Orgelspiel und Kompositionslehre bei dem Organisten H. Michael Josef Schlett (1763—1836), einem gebürtigen Wasserburger. Philosophie und Theologie — er wollte als Chorherr in das Kloster der Augustinerchorherren in Polling eintreten — studierte er an der Universität in Landshut. Hier begegnete er der großen katholischen Erneuerungsbewegung um Joh. Michael Sailer, der um 1800 nach Landshut kam und den Kronprinz Ludwig in seinem Universitätsommer von 1803 mit Begeisterung, ja Verehrung hörte. Die Landshuter Jahre waren und blieben schicksalbestimmend für Aiblingers Lebenslaufbahn. Zunächst zwangen ihn Säkularisation (1803) und Klosteraufhebungen zur Aufgabe seines Priesterberufes. Endgültig wandte er sich nun völlig der Musik zu. Zunächst wollte er nach Italien zu seinem Freund Simon Mayr, dem Dirigenten und Komponisten in Vicenza. Ein Konzertabend mit eigenen Werken in Landshut und ein kleines Reisestipendium ergaben eine bescheidene Reisekasse. Von 1804 bis 1811 studierte er dort Meisterwerke der Musik und gab Privatstunden, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Dann erhielt er durch den Komponisten Meyerbeer eine Anstellung am Konservatorium in Venedig. Diese Tätigkeit besagte und befriedigte ihn nicht, darum gründete er später eine eigene Musikschule, die sich zwar nicht durchsetzen konnte, aber seinen Ruhm als Dirigent und Komponist in Italien begründete. Mailand holte ihn und ernannte ihn zum Theaterdirektor. Inzwischen waren die Bühnenwerke entstanden: „Farse la burla fortunata“ oder „J due prigionieri“ für Venedig und drei Ballette: „Spade die Kennet“, „Bianca“, „J Titani“ für Mailand. Ueber deren Aufführung fehlen Berichte, noch ist eine „kritische Besprechung oder Würdigung der Werke aufzufinden“.

1818 kehrte Aiblinger in seine Heimat zurück; die verkündete „Bayerische Verfassung“ gab ihm neues Hoffen und er wollte sich mit einer Chorregentenstelle in Wasserburg begnügen. 1819 wurde er aber von König Max I. nach München berufen — vermuthlich auf Empfehlung des „Landshuter Sailerkreises“ hin — und übernahm als Kapellmeister die

Leitung der damaligen „Italienischen Oper“. Seit 1653 hatte sie über ein Jahrhundert das Feld beherrscht und erreichte gegenüber Wien, Dresden oder Stuttgart einen ebenbürtigen Hochstand. Aber als deutscher Musiker fühlte er sich unbehaglich in dieser Stellung. Sie sollte ihm gewissermaßen nur als „Sprungbrett“ dienen zur Uebernahme der Leitung des Kgl. Hof- und Nationaltheaters. 1821 hatte er die deutsche Oper „Rodrigo und Chimene“ vollendet und sie ebnete diesen Weg. Als 1823 die „Italienische Oper“ aufgelöst wurde, kam er als Vizekapellmeister an das Kgl. Hof- und Nationaltheater und 1826 wurde er „in Würdigung seiner schöpferischen Tätigkeit“ zum Hofkapellmeister ernannt.

Doch erlebte er in seinem kompositorischen Schaffen mit der Aufführung des „Rodrigo und Chimene“ eine bittere Enttäuschung. Sie brachte nicht den erhofften Erfolg. Ursachen des Mißerfolges? „Mangelhaftes Textbuch und uneinheitlicher Stil, da Formen der italienischen und der französischen Oper nebeneinander gebraucht waren.“

Als betont „lyrische Natur“ war er für dramatische Kunst weniger geschaffen. Er kehrte dem weltlichen Schaffen den Rücken und wandte sich endgültig und ausschließlich der „musica sacra“, der Kirchenmusik, zu und sein Genie fand hierin eine lohnende Lebensaufgabe.

In König Ludwig den I. fand er einen großzügigen Gönner. 1833 trat er von der Leitung der Oper zurück und ging im Auftrage seines Kgl. Herrn wieder nach Italien, um alte Meisterwerke zu sammeln. Nach seiner Rückkehr entfaltete er in der 1837 vollendeten Allerheiligenhofkirche als Hofkapellmeister seine erfolgreiche Tätigkeit. In Verbindung mit Stiftspropst Hauber und Ett widmete er sich der Restauration der musica sacra und München wurde wiederum wie zu Zeiten Orlando die Lassos Mittelpunkt in der Pflege des alten Kirchenmusikstiles für ganz Deutschland. In der Allerheiligenhofkirche erklang ausnahmslos der „A-cappella-Chor“. Darunter versteht man die unbegleitete, reine vokale Besetzung einer vier- bis achtstimmigen Komposition, also die Aufführung eines Werkes allein durch Menschenstimmen ohne Mitwirkung von Instrumenten, zweitens den auf diesem Klangbild beruhenden Satzstil Palestrinas und der römischen Schule, wie er in der „Sixtinischen Kapelle seit dem 15. Jahrhundert seine Vollendung fand mit seinem Klangedeal von ausschließlich Knaben, Falsett- („Filtel- oder Kopf“) und Männerstimmen. Neben dem bodenständigen Lasso ka-

men die gesammelten Werke von Palestrina, Nanino, Anerio, Soriano, Vittorio u. a. zur Aufführung. In unsagbarer mühseliger Arbeit hatte er sich seinen A-cappella-Chor geschaffen und durch unentwegtes Proben führte er diesen zu seiner Leistungshöhe, so daß sein Wirken in der Allerheiligenhofkirche — „die Aufführung reiner alter A-cappella-Musikwerke“ — nach seinem Abgange in den verdienten Ruhestand 1864 zur Tradition dieses Kirchenchores wurde.

Als er am 6. 5. 1867 in München verstarb, fand der Meister im „Südfriedhof“ neben seinem lieben Freunde Kaspar Ett letzte Ruhe (Sekt. 21; 1. Reihe; Gr. 18, 19). Ein reicherfülltes 88jähriges Menschenleben war erloschen, eine allen äußeren Ehren abholde, lautere, bescheidene, schöpferische Musikerpersönlichkeit wurde mit ihm zu Grabe getragen. „Ich war Maestro an einem Hof und zugleich Organist in einem armen Kloster!“ (Arme Schulschwester am Anger.) „Wer sich der Kirchenmusik widmet, darf keinen glänzenden Ruhmeskranz oder Goldeswert erwarten!“ (in einem Brief am 16. 11. 1842 an Mayr.) Diese seine aufrichtigen Bekenntnisse bezeugen und beleuchten am besten den edlen Charakter. Seine getreue Schwester Sabine führte den anspruchslosen Haushalt des Jungesellen und ihren fürsorglichen Händen hatte er wohl auch zum Teil sein hohes Lebensalter zu verdanken. In den „Sabinen-Messen“ hat er ihr ein bleibendes Gedenken geschrieben.

An Kirchen- und religiösen Werken hinterließ er: „Die Festmesse in A für Orchester, eine weihnachtliche Messe für dreistimmigen Frauenchor mit Cello, Harfe und Orgel, Offertorium, Vespern, Litaneien, deutsche Gesänge besonders Marienlieder (Texte v. G. Görens). Nur wenig ist gedruckt; das meiste liegt bezug auf Kirchenchören in Manuskripten, besonders in der Allerheiligenhofkirche, in Klöstern — manche fielen den Bombenangriffen auf München zum Opfer — und vermutlich im Wasserburger Heimathaus. (O. Ursprung.)

Hier findet der Besucher wohlverwahrt und liebevoll betreut sein Arbeitszimmer. Selbst die noch von ihm geschnittenen und benützten „Kielfedern“ fehlen nicht auf seinem Schreibtisch. Kürzlich ist sogar sein „Spinett“ - Vorläufer des Klaviers - nach Wasserburg heimgekehrt. In seinem Notenschrank aber ruhen in reicher Fülle seine musikalischen Handschriften.

Unvergänglich ist sein Schaffen! In seinen Werken vertritt er „reifsten symphonischen Kirchenstil“, auf einem „im Geiste Palestrinas gewählten Vokalsatz“. Die Marienlieder bevorzugen „begleiteten 3stimmigen Frauenchor, ausgezeichnet in Melodik und Stimmführung, sowie edle Volkstümlichkeit.“ Aib-

linger gehört zu den besten „Klassizisten des Kirchenstils“. Seine Werke leben auf süddeutschen katholischen Kirchenchören noch bestens fort.

Mit berechtigtem Stolz hält darum Wasserburger, seine Vaterstadt, im Namen „Aiblinger-Platz“ und mit der Gedenktafel am Marienplatz sein Andenken aufrecht für alle Zeiten und kommenden Geschlechter.

K. A. Fraitzl Mühldorf
(Rektor a. D.)

Für Jedermann

Aus weiten Fernen
trägt mich die Sehnsucht zu dir.
Millionen von Sternen
künden es dir von mir.

Geheimstes Wissen,
das allein du nur weißt,
wenn durch des Lebens Kulissen
dringt der liebende Geist.

Die Chronik

1463 Findet in Wasserburg Kongreß der deutschen Fürsten statt. Dazu sagt Meidinger (Stadtbibl., Bav. 163 a, S. 361): Wir haben von dem Kriege, der wegen der Stadt **D o n a u w ö r t h** unter Herzog Ludwig dem Reichen ausbrach, schon hier und da vieles gehört. Als sich nun diese schreilich um sich greifende Uneinigkeit nicht enden wollte und man die vielen grausamen Verheerungen nicht mehr ansehen konnte, hielt Ludwig zur Herstellung der allgemeinen Ruhe mit seinen Bundesgenossen im Februar 1463 zu Wasserburg einen Tag, welchen neben Herzog Ludwig der Herzog Maximilian in Person besucht und beygewohnt hat. Der Kurfürst zu Pfalz und der Erzherzog Albrecht hingegen haben Gesandte dahin abgeordnet und daselbst Friedenspunkte abgeschlossen, die dem Kaiser nach Neustadt geschickt, und durch diese die allgemeine Ruhe hergestellt wurde.

Chronik Kirmayer

1470. Eine in diesem Jahre erlassene **Kleiderordnung** genehmigt den Rats- und Gemeinbürgern zwar Joppen von Atlas und Tomaschyk, verbietet ihnen aber Samt. Samtärmel werden auch den Frauen der Gemeinbürger verboten, auch Goller, Riegelhauben, große Hauben (Brückner, S. 99).

Chronik Kirmayer

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

November

Nummer 6

Wolfgang Dinzenhofer, der Baumeister der Pfarrkirche Götting

Von Dr. Peter von Bomhard

In der Juli-August-Nummer der „Heimat am Inn“ veröffentlichte Kreisheimatpfleger Karl Braßler einen Aufsatz „Wolfgang Dinzenhofer — Aibling und die Pfarrkirche Götting“. Er führt darin aus, daß die Pfarrkirche von Götting bei Bad Aibling nicht, wie ich („Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Landkreises Rosenheim“, I. Rosenheim 1954, S. 340) und Anton Bauer („Pfarrer Matthias Neff“ in „Heimat am Inn“ 1955, I, S. 4) schrieben, ein Werk des Aiblinger Maurermeisters Wolgang Dinzenhofer sei, sondern von dem bekannteren Abraham Millauer von der Hausstatt bei Feilnbach erbaut wurde. Braßler stützt sich bei seiner Zuschreibung in erster Linie auf einen Bauakt im Erzbischöflichen Ordinariatsarchiv in München. Nach diesem erhielt Abraham Millauer am 21. Juni 1723 vom Fürstbischof Johann Franciscus „den Consens zum Bau der Kirche, mit dem dann sofort begonnen wurde“. Braßler folgert hieraus, daß der Baumeister der Göttinger Pfarrkirche Abraham Millauer war.

Nun ist Braßler aber die entscheidende archivalische Quelle über den Göttinger Kirchenbau entgangen, nämlich die ausführliche Baurechnung der Pfarrkirche. Sie befindet sich in der Kirchenrechnung des kurf. Pfliegergerichts Aibling vom Jahre 1726 (Staatsarchiv Landshut, Rep. 45, fasc. 12, Nr. 1) auf fol. 849—879r, umfaßt also nicht weniger als 60 Seiten. Sie beginnt mit nachfolgender Einleitung (Schreibweise modernisiert): „Nachdem dieses würdige St.-Michaels-Got-

teshaus und Pfarrkirche zu Getting sich dermaßen baufällig bezeigt (hat), daß dabei das Einfallen und großes Unglück zu besorgen gestanden, als hat man zu Vorkommung dessen von geistlicher und weltlicher Obrigkeit wegen höchst notwendig zu sein ermessen, bemeltes Gotteshaus gänzlich abtragen und entgegen (= dafür) ein neues aus dem Grund wiederum erheben und auferbauen, nicht weniger den alten, unförmlichen und zugleich schadhafte Sattelturm abbrechen, sodann proportionaliter erhöhen und mit einer Kuppel von Lärchenschindeln richten zu lassen. Allermaßen über erstatteten untertänigsten Bericht, beigeschlossene Visiere (= Baupläne) und Ueberschläge der kurfürstliche hochlöbliche Geistliche Rat München kraft Befehls de dato 23. April 1723 hiebei 2132 fl. 36 kr. anzuwenden gnädigst consentiert (= genehmigt), und dieweilen sowohl der Kirchen- wie der Turmbau nunmehr vollführt und die Prätendenten (die Handwerker) gegen Schein contentiert (= bezahlt) wurden, als beschiehet hiemit die Verrechnung.“

Dieser allgemeinen Einleitung folgt die Aufzählung sämtlicher Wochenzettel der Maurer, Zimmerleute und ihrer Handlanger beim Kirchenbau. 1723 erscheinen lediglich Steinbrecher, die Baumaterial liefern. „Anno 1724“ aber, in der „anderen“, also zweiten Woche nach Ostern, hat man mit dem Bau begonnen und für die erste Woche „Wolfgang Dinzenhouer Maurermaistern zu Aybling, dessen Gesölln vnnnd Handflan-

gern, wegen Abbrechung der (alten) Kirchen“ bezahlt 23 fl. 53 kr. Es folgen nun Woche für Woche bis zur Beendigung des Kirchenbaus im Spätherbst 1726 genau aufgezählt die Summen, welche die Maurer beim Neubau der Kirche erhielten, und jedesmal — ausnahmslos — erscheint dabei Wolfgang Dinzenhofer als Meister. Keine Spur von Millauer! Durch diese Baurechnung ist also einwandfrei erwiesen, daß nicht Millauer, sondern Dinzenhofer den Göttinger Kirchenbau geleitet und also die Pfarrkirche erbaut hat.

Nun hat aber Abraham Millauer am 21. Juni 1723 „vom Freisinger Bischof Johann Franciscus (Eckher von Kapfing) den Consens zum Bau der Kirche erhalten“. Richtiger ausgedrückt heißt das, daß das Ordinariat Freising am 21. Juni 1723 den Consens die Genehmigung zum Neubau der Kirche auf Grund des Kostenvoranschlags Millauer erteilte. (Die Vergebung eines Kirchenbaus durch das Ordinariat direkt an einen Baumeister war damals weder üblich noch überhaupt rechtlich zulässig.) Wieso kam aber dann doch nicht Millauer, sondern Dinzenhofer zum Bauauftrag? Dies ist einfach zu erklären. Der auffallende Unterschied in der Kostenberechnung bei den Voranschlägen Dinzenhofers (1317 fl. 36 kr.) und Millauers (2542 fl. 30 kr.) ist auf keinen Fall mit übertriebenen Ansprüchen Millauers oder einer unreellen Unterbietung durch Dinzenhofer zu erklären, sondern dürfte darin beruhen, daß Dinzenhofer entweder zur Einsparung der Baukosten Teile der alten Kirche (Umfassungsmauern) wiederverwenden wollte oder die Kirche in bescheideneren Ausmaßen plante, während Millauer mit einem völligen Neubau in den heutigen Ausmaßen rechnete. Der kurfürstliche Geistliche Rat in München hat sich dann, wohl aus Zweckmäßigkeitsgründen, am 23. April 1723 für das teurere Projekt Millauers entschieden. Auf Grund dieser für die Bauführung entscheidenden Genehmigung des kurf. Geistlichen Rats in München als weltlicher Obrigkeit holte man dann noch den Consens des Ordinariats in Freising ein, der am 21. Juni 1723 erteilt wurde. Dieser Consens sowohl des Geistlichen Rats als des Ordinariats wurde aber nur für den Kostenvoranschlag Millauers gegeben. Er bedeutete nicht, daß nun auch die Bauausführung Millauer übertragen werden mußte. Das kurfürstl. Pfliegergericht Aibling als untere weltliche Instanz konnte, mit Einverständnis des kurfürstl. Geistlichen Rats in München, den Auftrag zur Bauausführung dann ohne weiteres einem anderen, bewährten Maurermeister erteilen, wie das hier in Götting eben geschehen ist.

Es bleibt nun noch offen, ob Millauer wenigstens die Pläne zur Pfarrkirche schuf. Darüber sagt die Baurechnung nichts aus.

Sicher ist, daß den Kostenvoranschlägen Millauers und Dinzenhofers Pläne beigegeben waren; dem Geistlichen Rat in München vorgelegte „Visiere“ werden ja in der Einleitung zur Baurechnung erwähnt. Da die Voranschläge Millauers genehmigt wurden, kann man folgern, daß auch die Pläne Millauers als maßgeblich erklärt wurden. Dies dürfte sogar sehr wahrscheinlich der Fall gewesen sein. Die Erfahrung zeigt aber, daß noch in dieser Zeit, der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Pläne von ländlichen oder kleinstädtischen Maurermeistern — die meist recht primitiv gezeichnet sind — nur als allgemeiner, schematischer Anhaltspunkt für die prüfenden Behörden dienten und bei der Bauausführung nicht genau eingehalten wurden. Der ausführende Maurermeister, sei es nun der Planverfertiger oder ein anderer, hielt sich in solchen Fällen lediglich an die genehmigte Grundform des Baus im allgemeinen, insbesondere an die vorgeschriebene Größe, sonst konnte er gestalten wie er wollte. Dem Planverfertiger stand kein Recht zu, sich irgendwie in die Gestaltung des durch einen anderen Meister selbständig auszuführenden Baus einzumischen oder auf Einhaltung seines Planes zu dringen. Wenn wir diesen Umstand bedenken, schrumpft der unmittelbare Anteil Millauers am Göttinger Kirchenbau bestenfalls auf Festlegung der Ausmaße und das Grundschema des Baus zusammen, also auf ganz unpersönliche und außerkünstlerische Faktoren. Die Pfarrkirche Götting ist in ihrer Gestaltung und ihren Einzelformen ganz von Dinzenhofer als dem ausführenden Baumeister geprägt.

Diese Feststellung findet ihre Bestätigung durch den Stilvergleich mit anderen Bauten Wolfgang Dinzenhofers. Vor allem ist hierfür die Wallfahrtskirche Kirchwald bei Nußdorf am Inn typisch, die bis auf den Turm eine verkleinerte Wiederholung der Pfarrkirche Götting darstellt. Neben der mächtigen Pfarrkirche in Au bei Aibling — dem wohl bedeutendsten Werk des Meisters — ist noch ein vierter Kirchenbau Dinzenhofers, die Pfarrkirche in Kössen in Tirol, heranzuziehen. Daß sie gleichfalls ein Werk Dinzenhofers ist, ist erst kürzlich von dem hochverdienten Tiroler Heimatforscher Dr. Matthias Mayer in Going auf Grund archivalischer Quellen festgestellt worden. Die Kirche Kössen, erbaut 1719—1723, gleicht ebenfalls der Göttinger Kirche bis zu nebensächlichen Einzelheiten; nur der Turm ist in Kössen noch gotisch. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, daß alle vier genannten Kirchen von demselben Meister ausstukkiert wurden. Nur bei Kössen findet sich ein archivalischer Hinweis auf den Schöpfer dieser reichen, vorzüglich gestalteten Dekorationen, indem hier Dinzenhofer als Maurermeister

Die Herzheimer von Trostberg und Frauendiemsee

Ritter Jörg Herzheimer entführte seine Schwester aus dem Inselkloster

Zu den begüterten Rittergeschlechtern aus mittelalterlicher Zeit im Chiemgau gehörte auch jenes der Herren v. Herzheim, das seit dem Ende des 13. Jahrhunderts im Alztal sesshaft war, sich auch in Trostberg niedergelassen und um das Jahr 1404 das Dorf Heretsham westwärts von Trostberg erworben hatte, wo es sich einen adeligen Sitz erbaute. Den Ritter Hans Herzheimer III. von Heretsham verehren die Trostberger als den Stifter ihrer von 1498 bis 1504 erbauten Pfarrkirche St. Andreas, in deren Langhaus mehrere große wappengeschmückte Marmorepitaphe der Ritter Herzheimer von Heretsham zu sehen sind. Hans Herzheimer war auch der Erbauer der Kirche zu Rabenden. In der Trostberger Stadtpfarrkirche liegen Mitglieder dieser Ritterfamilie begraben, die durch Heirat auch in den Besitz des Schlosses Salmanskirchen bei Ampfing kam, eines Gutes der Familie Pfäffinger. Im kleinen Sitzungssaal des Trostberger Rathauses hat man den Rittern von Herzheim zu Heretsham, den Wohltätern Trostbergs, ein Erinne-

rungsmal errichtet. Der letzte männliche Sproß derer v. Herzheim, Ritter Kuno auf Herzheim (Heretsham) und Salmanskirchen, ist vor 350 Jahren, am 31. Januar 1603, gestorben.

Beziehungen mehrfacher Art hatte die Familie v. Herzheim zum Benediktinerinnenkloster Frauendiemsee, einmal deshalb, weil verschiedene Mitglieder der Familie in der dortigen Klosterkirche ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. So sieht man an einer Wand des Langhauses den Grabstein des 1474 verstorbenen „Sigmund Hertzheimer“ und an den Pfeilern des nördlichen Schiffes das Epitaph des 1532 verstorbenen Hans Herzheimer — mit dem Relief des Stifters — zusammen mit dem seiner Ehegessin, der Frau Ehrentraud Herzheimerin. Es veranschaulicht den Stifter in Relief, wie er im spätgotischen Harnisch knieend betet, über ihm in den Wolken Maria mit dem Jesuskind. Kleine Engel halten am Rand rechts und links je drei Wappenschilder, und auf den Schriftbändern sind die Namen der Kin-

und „Stokkator“ bezeichnet wird. Wir dürfen daraus schließen, daß Dinzenhofer seine Kirchenbauten selbst ausstukierte hat oder, was auch denkbar wäre, unter seinen ständigen Gesellen einen tüchtigen Stukkateur hatte.

Der Kirchenbau Kössen bildet im übrigen auch den Schlüssel zum Verhältnis Dinzenhofers zu Millauer. Der Bau dieser Kirche war Dinzenhofer als Meister übertragen, er also war für die künstlerische und bautechnische Gestaltung verantwortlich. Dinzenhofer konnte aber — offenbar wegen des gleichzeitigen Kirchenbaus in Au — die Bauausführung in Kössen nicht persönlich leiten und stellte als Polier, also als Bauführer am Ort, niemand anders auf als Abraham Millauer. (Deshalb galt die Kössener Pfarrkirche auch später als Werk Millauers, vgl. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Oesterreich, I, S. 431.) Wir sehen daraus, daß beide Meister offenbar in freundschaftlichem Verhältnis zueinander standen und sich gegenseitig aushalfen, wenn größere Aufträge gleichzeitig an einen von ihnen herantraten. Es steht auch außer Zweifel, daß beide Meister eine ähnliche Schulung und Ausbildung genossen haben. So hebt sich der vorhin betonte Gegensatz der beiden Baumeister in gewissem Sinne wieder auf. Aber — und dies ist die entscheidende „Lehre“ aus dem Fall Kössen — Millauer erscheint in solchem Fall nicht als selbständiger Meister neben oder unter Dinzenhofer (wozu er als Meister des Recht gehabt hätte), sondern ordnete sich

Dinzenhofer als unselbständiger Polier unter. Da kaum anzunehmen ist, daß sich der fähigere und angesehenere Meister freiwillig einem unbedeutenderen untergeordnet hätte, ist zu folgern, daß wenigstens in dieser Zeit (vor etwa 1730) Dinzenhofer die führende, einflußreichere Persönlichkeit war. Dies hat mit seiner Eigenschaft als zeitweiliger „Büchsenmeister“, also Vorstand der bedeutenden Aiblinger Maurerzunft, nichts zu tun. Zu einer Oberaufsicht über ihre Mitmeister und einer Kontrolle ihrer Bauten waren diese jedes Jahr neu aufgestellten „Büchsenmeister“ nicht berechtigt, außerdem findet sich unter ihnen neben einigen bekannten Namen auch eine Reihe ganz unbedeutender Maurermeister, die sich nie an einen Kirchenbau wagten.

Abschließend sei noch bemerkt, daß nichts darauf deutet, daß Millauer hier in Götting als Polier unter Dinzenhofer tätig war wie in Kössen. Bei der geringen Entfernung Göttings von Aibling, dem Wohnsitz Dinzenhofers, ist es ganz unwahrscheinlich, daß Dinzenhofer überhaupt einen Polier bei diesem Kirchenbau aufstellte; in der Baurechnung wird kein Polier erwähnt, Dinzenhofer leitete den Bau offensichtlich persönlich.

Aus alledem ergibt sich, daß die Pfarrkirche Götting ausschließlich ein Werk Wolfgang Dinzenhofers ist, und Abraham Millauer weder an ihrer endgültigen Gestaltung noch an ihrer Ausführung unmittelbaren Anteil hat.

der des Hans Herzheimer verewigt. In der schmalen Bekrönung des Steines prangen die Wappen des Deutschen Reiches, des Salzburger Erzbischofs Leonhard v. Keutschach und des Herzogs von Bayern. Dieses Epitaph ist eine ausgezeichnete Plastik aus rotem Marmor, die bereits den Geist der Renaissance verrät.

Von 1494 bis 1528 regierte auf Frauenchiemsee als Aebtissin Ursula v. Pfäffing, genannt „die Pfäffingerin“, ein Mitglied der Adelsfamilie derer v. Pfäffing auf Schloß Salmanskirchen bei Ampfing. Sie stand zu der Familie v. Herzheimer in verwandtschaftlichem Verhältnis, war die Base des eingangs genannten Ritters Johann v. Herzheim, dessen Mutter eine geborene Gentiflor v. Pfäffing war. Dieser Johann v. Herzheim aber erfreute sich der besonderen Gunst des Herzogs Georg des Reichen von Niederbayern = Landshut und des Kaisers Maximilian I., mit dem er gegen die Türken kämpfte; als er von seinen Kriegszügen in die Heimat zurückkehrte, beglückte er — wie schon erwähnt — am Ende des 15. Jahrhunderts die Trostberger mit der Erweiterung ihrer St.-Andreas-Kirche. Als nun die Wirren des Landshuter Erbfolgekrieges im Jahre 1504 auch für das Frauenkloster Frauenchiemsee eine bedrohliche Lage zu schaffen schienen, da kam Johann Herzheimer seiner Base Ursula Pfäffinger auf Frauenwörth zu Hilfe: er befestigte die Fraueninsel mit Palisaden und Feldschlangen, stellte neun Geschütze auf und machte die Insel zu einem Refugium für viele Flüchtlinge der ganzen Umgebung. Durch ihn wurde Frauenwörth eine kleine Festung im Chiemsee. Sein Stammschloß Herzheim zwischen Trostberg und Kienberg baute er von Grund auf neu. Im Jahre 1532 ist er gestorben. Die Aebtissin Ursula v. Pfäffing segnete schon vier Jahre vorher das Zeitliche; ihr Grabstein, quer liegend, mit zwei Marmorreliefs, die durch spätgotisches Ornament getrennt sind, befindet sich an einem Pfeiler im südlichen Seitenschiff der Frauenwörther Klosterkirche. Des Herzheimers Vorsichtsmaßnahmen auf der Fraueninsel hatten sich bewährt. „Es geschah während dieses Krieges allda kein anderes Unglück“ — heißt es in der Klosterchronik —, „als daß man auf der benachbarten Krautinsel die Städel verbrannte.“

Dem Ritter Hans v. Herzheim aus Heretscham ward im Jahre 1511 ein Töchterlein geboren, das den Namen Euphrosine erhielt. Als dieses drei Jahre alt war, verpackte er die Kleine in einen Fischerkorb und ließ sie am St.-Martins-Tag „durch Hansen Paldauff von Aussee“ nach der Fraueninsel bringen, nach der sich Ritter Hans auch selbst begab. Die Kleine hatte nämlich kurz vorher ihre Mutter durch den Tod verloren, und so wollte der Vater die Halbweise im Kloster Frauenchiemsee erziehen lassen. Des

Herzheimers Tante bzw. Base, die genannte Aebtissin Ursula Pfäffingerin, nahm den doppelten Besuch hocheifrig entgegen, versprach dem Vater liebevolle Fürsorg und gute Erziehung für die Kleine und übergab den Pflegling der Dechantin des Klosters, Ursula Hinzhauserin, „die das kindt mit gar großem vleiss auf tugent auferzogen hat“. Mit dem Vater ward vereinbart, daß er für die Pension des Kindes jährlich 400 rheinische Gulden zu zahlen hat. Das Kind bekam in der Tat eine ausgezeichnete Erziehung, wie es für Kinder adeliger Familien üblich war. Als es zehn Jahre alt war, erklärte es, für immer im Kloster bleiben zu wollen. Am 20. November 1524 legte es auf Frauenwörth die heiligen Gelübde, den Profes, ab. Von ihrem Vater erhielt Euphrosine aus diesem Anlaß eine Mitgift von 800 Gulden und allerlei kostbare Silbergeschmeide. Alles schien in bester Ordnung zu sein. Aber noch im ersten Profesjahr der jugendlichen Nonne ereignete sich etwas Unerhörtes. Der Bruder Euphrosines, der Junker Jörg v. Herzheim, hatte in Wittenberg studiert und war dort der neuen Lehre Luthers erlegen. Er wurde ganz vom Geist der Reformation beherrscht, den er auch in seiner Chiemgauheimat um Trostberg zu verbreiten suchte. Ihm schien es unerträglich, daß eine Schwester von ihm ihr ganzes Leben im Kloster zubringen sollte. Mit seinem Freund Sebastian Daxenberger drang er in der Nacht vom 30. September auf 1. Oktober 1525 in das Kloster Frauenchiemsee ein, bemächtigte sich seiner kleinen Schwester mit Gewalt und entführte sie unter dramatischen Umständen aus dem Kloster und von der Insel; in einem bereitstehenden Kahn brachte er sie trotz Finsternis über den See und von Gstadt aus auf dem Landweg zurück nach Trostberg. Als man im Kloster den nächtlichen Kindsraub erfuhr, geriet der ganze Konvent samt der Aebtissin in höchste Aufregung. Die Folge war, daß die Herzheimer der Aebtissin die Mitgift Euphrosines streitig machten. Ursula Pfäffingerin wandte sich an den Herzog und bat diesen, daß er den Herzheimern doch wenigstens befehlen solle, die schuldige Jahrespension von 400 Gulden an das Kloster zu bezahlen. Das geschah auch.

Euphrosine Herzheimerin lebte fünf Jahre außerhalb der Klostermauern in voller Freiheit. Aber sie fand das erhoffte weltliche Glück nicht. Reumütig kehrte sie 1530 wieder nach Frauenchiemsee zurück, wo sie bald darauf starb. Ihr mit dem Herzheimer Wapen versehener Grabstein aus rotem Marmor befindet sich an der Wand im nördlichen Seitenschiff. Er trägt die schwer lesbare Inschrift: „Ao Dni. M. D... da ist gestorben die würdig Eufrosina Herzhamerin, Klosterfraw, Hie begraben, der Gott genan.“

August Sieghardt

Lampferding

Etwa vier Kilometer von Tuntenhausen liegt der wenig bekannte Wallfahrtsort Lampferding. Der Ort wird um 1120 als „Lantfridingen“ erstmals urkundlich erwähnt. (Der edle Rahewin von Gosselshausen übergibt ein Gut in Lantfridingen an das Hochstift Freising). Der Ortsname leitet sich vom Personennamen Lantfrid ab, der bereits 773 im nahgelegenen Rott durch eine Uebergabe bekannt ist. Die heutige Schreibweise „Lampferding“ findet sich in der Steuerbeschreibung von 1417, in welcher der Ort zum Amt Wiesham im kurfürstlichen Pfleg- und Landgericht Schwaben gehörte. Heute ist Lampferding eine eigene Gemeinde im Landkreis Ebersberg.

Filialkirche St. Maria. In der Conradinischen Matrikel von 1315 werden Lampferding und Dettendorf als Filialen der Pfarrei Emmering mit Sepultur aufgezählt. Im Jahre 1926 wurde Lampferding eine exponierte Kooperatur und am 30. November 1947 wurde dieselbe zu einer wirklichen Expositur unter Einbeziehung der Filialen Dettendorf und Kronau (von der Pfarrei Ostermünchen umgepfarrt) erhoben. An die frühere Leonhardiwallfahrt erinnert neben einigen kleinen hölzernen Pferdchen heute nur noch ein festliches Hochamt mit anschließendem Pferdeumritt am Feste des Heiligen. Die Kirche war ehemals vermöglic.

Baugeschichte. Zwar ist das Erbauungsjahr der Kirche unbekannt, aber ihre Anlage ist spätgotischen Ursprungs (um 1500). Die Altäre stammen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. In einer Klage des Pfarrers von Emmering im Jahre 1600 ist festzustellen, daß der Maler Hans Schirmpöckhen von Rosenheim beauftragt war, den Altar zu machen und das „Sacrament heisl“ zu vergulden. Am 1. August 1641 berichtet der Pflugsverwalter Martin Brandhuber von Schwaben an die kurfürstliche Hofkammer „Lämpferding den Choraltar, so gnedigst verwilligt, und Werkleuten unter den Händen liegt, auf 500 Gulden zu bezahlen“. Im Jahre 1648 (24. Januar) konnte der Ostermüchener Pfarrvikar unter anderem an den Kurfürstlichen Geistlichen Rat berichten, daß unter den Nachbarkirchen Lämpferding mit schönen Altären geziert sei... 1745 Erbauung einer neuen Sakristei und 1753 Reparatur des auf der Evangelienseite ausgesprengten Gewölbes. In dem pfarramtlichen Bericht des Jahres 1758 schreibt Pfarrer Johann Franz Puechner: „Lampferding, von dem kleinen Dörfel, in welchem es stehet also benamst, ist die erste Filial der Pfarr Emmerich, ist der allerseeligsten Gottesmutter Maria geweiht, welche in großer Statur mitten in dem Hochaltar stehet und von einem Meister gefertigt zu sein scheint, von dem gesagt

wird, daß er das Gnadenbild von Tuntenhausen, so ein Stund weit entfernt ist, gemacht hat. Dem sei, wie ihm wolle, daß Lämpferding schon von altersher ein Gnadenbild- und Wallfahrtsort gewesen, bezeugt mit allein die große, schöne, wohlerbaute Kirchen, sondern auch das verwunderlich schöne, große, auf dem Land in keiner Pfarrkirchen befindliche Geläut, wie auch das große Vermögen dieses Gotteshauses, welches sich vermög der 1754 gemachten Kirchenrechnung bis auf 8650 Gulden erstreckt, aber leider unfruchtbar anliegt, sodaß die Kirchen bei ihren eigenen Mittel Not leidet, da eine Glocke schon viele Jahre unbrauchbar und der Schaden, so dieser Filial voriges Jahr durch Beraubung der Pretiosen und Ciborien erlitt, groß ist.“ Die Rokokoeinrichtung stammt aus dem 18. Jahrhundert. Die höchst seltene Dekoration im Empirestil und die Deckenfresken wurden 1803 vom Tiroler Maler G. Selb ausgeführt. 1866/67 Restaurierung der Wandmalereien. 1938/39 grundlegende Innenrenovierung der Kirche durch Professor Voraus (München) mit Entfernung der Empiremalerei an den Wänden und Neufassung der Altäre, Kanzel und Figuren. 1951/53 Anbau einer neuen Sakristei an der Südseite der Kirche.

Lage. Am Süden des Dorfes auf einer leichten Anhöhe. Die nach Osten gerichtete Kirche ist vom Friedhof umgeben.

Beschreibung. Mittelgroße, spätgotische Kirche. Das Langhaus besitzt drei Joche, der eingezogene Chor mit einem Joch schließt in fünf Achteckseiten. Die Wände sind durch Pfeiler und spitze Wandbögen gegliedert. An der Vorderseite der Pfeiler sind Pilaster, welche ein spitzbogiges Tonnengewölbe mit Stichkappen (die Rippen sind abgeschlagen) tragen. Unter dem Sattelturm befand sich die alte Sakristei, in der ein schönes Sternengewölbe mit achteckigem Schlußteil und Tartschenschild auffällt. Ueber diesem Gewölbe liegt ein zweiter gewölbter Raum, an dessen Südwand eine Tür zu einem kleinen Oratorium zwischen der äußeren Turmwand und dem Chor führt. Das Außere der Kirche ist von einem Sockel umgeben.

Deckengemälde. Diese sind Schöpfungen des Tiroler Malers G. Selb aus dem Jahre 1803. Selb war 1724 als Bauerssohn in Stockach (Tirol) geboren. Das Fresko im Chor stellt die Mutter Gottes als Beschützerin der Bedrängten dar und das Fresko im Langhaus gibt die Himmelfahrt Mariens wieder.

Einrichtung: Der Hochaltar, ein statlicher frühbarocker Doppelsäulenaufbau aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, ist der Mutter Gottes geweiht. Zwischen den Säulen steht Maria von Engeln umgeben und hält in der Linken das Jesuskind, in ihrer

Rechten das Zepter. Die bedeutende und sehr schöne Figur (um 1500) dürfte wohl einem spätgotischen Hochaltar entstammen und wurde bei den Restaurationen der Kirche im 17. und 19. Jahrhundert in störender Weise überarbeitet. Im Auszug Gottvater in Halbfigur. Seitlich an den Wänden stehen die gleichfalls sehr bedeutenden Figuren hl. Anna selbsdritt und hl. Katharina mit dem Schwert und zerbrochenen Rad, die ebenfalls aus dem gleichen Altar wie die Mutter Gottes stammen dürften. Die Figur der hl. Anna ist am besten erhalten, dagegen die Haare der hl. Katharina wurden schon im 17. Jahrhundert verschnitten.

Die beiden Seitenaltäre sind Gegenstücke. Frühbarocke Säulenaufbauten mit großen Giebelstücken. Der nördliche Seitenaltar ist der hl. Ursula geweiht, deren Figur den Altar schmückt. Als Seitenfiguren sind die hl. Barbara und die hl. Apollonia mit ihren Attributen angebracht. Im Auszug Mutter Gottes. Das Predellenbild „Die Vermählung der hl. Katharina“ wird zum Teil durch ein großes Reliquiar verdeckt. Im südlichen Seitenaltar steht die Figur des hl. Sebastian. Der hl. Leonhard und der hl. Rochus bilden die Seitenfiguren. Im Auszug der Schmerzensmann. Im Predellenbild wird Christus im Grab von zwei Engeln bewacht. Im Altar sind drei Reliquiare. — Die prächtige Rokokokanzel fügt sich harmonisch in den Raum der Kirche ein. Gegenüber ein barockes Kreuzifix mit Schmerzensmutter. — An der Nordseite ein Biedermeier-Beichtstuhl. — Beachtlich ist noch am Eingang der achteckige Weihwasserstein aus rotem Marmor, der ehemals ein gotischer Taufstein gewesen ist. Interessant ist auch das Türbeschlag, das in seinem eigenartigen, gerundeten Schleifenformen am Inn öfters begegnet.

Herbst

Noch leuchtet das Laub
in satten Farben,
wenn auch getaucht schon
in Gelb, in feuriges Rot,
Ein letztes Leuchten,
das mahndend kündigt

vom Rhythmus des Lebens,
der nie sich erschöpft:
denn wo sich die Blätter
am Zweige noch halten,
da zeigen sich Knospen schon:
keimendes Leben,
um Kündet zu sein
vom Wesen des Seins.

Was ist, muß vergeh'n,
doch Neues entsteht:
das macht vergessen
die Wehmut des Scheidens.

E. Fangohr

Vieh- und Ganstreiber

Von Lorenz Strobl, Mühldorf

Zwischen dem Auswärts und Sommer, so nach der Heumahd, lärmten vor 1900 die Viehtreiber durch unser Landl. Mit Herden von 30 bis 40 ein- und zweijährigen Kälbern zogen sie mit großem Geschrei durch die Dörfer und verkauften das Jungvieh an die Bauern. Dadurch wurde damals, sicher ganz unbewußt, der Inzucht vorgebeugt. Auch Rottaler Rösser wurden durchgetrieben und verhandelt. Die Händler hatten breite Lederriemen um den Leib, die prall gefüllt waren mit goldenen Gulden- und silbernen Talerstücken.

Noch mehr Spektakel gab es, wenn die Ganstreiber mit Rudeln von drei- bis vierhundert Gänsen von Böhmen her in die Dörfer kamen. „Man hat da nia net g'wußt“, lachte die alte Wimmer-Austragsmutter, „wer dabei mehr geschnattert hat, die Gäns', die Ganstreiber oder die handelnden Bäuerinnen, denn dormalen wurde noch um jedes rote Kreuzerlein die Laus um den Balg geschunden.“ (Die Leute waren sparsamer gewesen.)

Gänse wurden derzeiten bei uns nicht gezüchtet, sondern lediglich als Federvieh geschätzt. Was eine „habichte“ (von haben = reich) Bauerstochter war, die mußte zu ihrer Aussteuer sechs bis acht Federbetten bekommen, was auch heutzutage in Altbayern noch der Fall ist, und die Federn hiezu mußten richtig zusammengehaust werden.

Im allgemeinen kümmerte man sich wenig um die Gänse. Am Morgen kam der Ganshüter — ein Gemeindearmer wurde mit dem Geschäft betraut — und holte sie auf die Weide am Bach. Um die Tiere auseinanderzuerkennen, wurden sie hofweise an den Flügeln oder Schwänzen gefärbelt. Andere trugen bunte Farbringerl um den Hals. Der Ganshüter hatte sein Federsackerl umhängen, in das er die „Klaubfedern“ stopfte. Diese bildeten einen kleinen Nebenverdienst zu seinem kargen Lohn, den er in Naturalien von den Bäuerinnen erhielt. Ganshüten war nicht immer schön, zumal wenn ein paar übermütige Ganserer in der Herde rebellierten. Wenn die das Fludern anhoben, flog der ganze Haufen von mehreren hundert Stück lärmend hinterdrein und es kostete viel mühsame Rennerei, die Viecher wieder zusammenzubringen.

Die Gänse wurden zwei- bis dreimal gepupft, die Flaum- von den Kielfedern geschieden und in Barchentsäcken an die Sonne zum Austrocknen gehängt. Wenn dann der Wintersturm die Schneewolken über die Buckel und Höhen trieb, begann in der wacherlwarmen Bauernstube das „Federn-

schleifen“, wozu alle Weiberleut' vom Hof und selbst die Schuldirdn mithelfen mußten, wenn meterhohe Schneewehen den Weg ins Dorf zur Schule sperrten. Die Federn wurden von den Kielen gerupft, und der Großvater hatte es besonders wichtig, da er einen Vorrat von sauberen Kielen sich als „Pfeifenstürer“ (zum Reinigen der Tabakspfeife) ausklauben mußte.

Wenn der „Karrer“ (Aufkäufer, der mit einem Karren von Hof zu Hof fuhr) die Gänse nicht für seine Stadtkundschaften kaufte, wurden sie an Kirchweih oder Martini geschlachtet. Im Donautal wurde das ganze Dorf zum „Ganspaschen“ (die Gänse wurden ausgewürfelt) geladen. Man zahlte einen Einsatz und wer die meisten Würfel-Augen zusammenzählte, durfte die Gans nach Hause tragen.

An Martini kamen auch die Ganshüter, um sich bei den Bäuerinnen mit einem langen

„Spruch“ ihr „Zukommerts“ (was ihnen an Lohn zukam) zu holen:

„Das Jahr is' aus,
Kommt der Hüter ins Haus.
Der Hüter is' ein armer Mann,
Weil er von der Herd net
weichen kann.
Ein weiß' Stuck Brot
Tät ihm wohl not.
Eine Schüss'l voll Korn
Brächt ihm keinen Zorn...“

Gansfleisch war noch um 1900 auf dem Lande wenig begehrt, da man die Zubereitung nicht kannte. Die Gänse wurden gesotten verspeist oder auf der Herdplatte geräuchert und schmeckten dann wie zähes Leder. Erst später kam man darauf, daß Gänse- und Entenbraten etwas ganz Köstliches ist, und dann schritt man auch in Südbayern zur ganz rentablen Gänse- und Entenzucht.

Die Tafelmalerei

Im Austragsstüberl der alten Wimmerbauern-Mutter hatte ich sie entdeckt. Neben dem rauchgebeizten, holzgeschnittenen und palmgeschmückten Kruzifix in der Herrgottsecken hingen sie mit leuchtenden Farben: die Gottesmutter mit den sieben Schwertern in dem blutropfenden Herzen und auf der anderen Seite mit Hobel und Winkelmaß der Zimmermann Josef als Hinterglastaferl. Und über dem Weichbrunnkannel an der Tür war noch ein Allerseelenbild. Aus einem Meer von roten Feuerzungen reckte ein Menschenhaufen mit qualverzerrten Gesichtern bittend und flehend die nackten Arme zu dem Gotteskinde empor, das in einer lichten Wolke über dem Fegefeuer schwebte.

Auf Bauernspeichern, in alten Truhen und Kästen können wir noch ähnliche Hinterglastafeln finden, die einen Ehrenplatz in jeder Bauernstube verdienten, statt den billigen, ausdruckslosen Farbdrucken. In abseitigen Kapellen, in Wallfahrtskirchen hängen sie als Motivbilder an den Wänden. Künstler ganz eigener Art waren diese Hinterglasmaler gewesen, welche ihre Liebe in allen Farben in die Bilder steckten. Mit Rosenranken war das Muttergottesbild umflochten, in einen sattblauen Himmel mit goldenen Sternen gestellt. Aus gelben Aehrenbüscheln mit rotem Mohn winkt die Bauernheilige Notburga mit der Sichel. Auf Motivtafeln schauen wir Bauernleut in alter Tracht unter schlagenden Rössern, an brennenden Hofstätten, Holzknechte unter stürzenden Waldbäumen, die alle durch Anrufung eines Heiligen aus Todesnot gerettet wurden. Auf Feldkreuzen und Bildstöckeln sind manches Mal Hinterglas-

bilder in Stein eingelassen oder in Holzrahmen gefaßt. Und überall die satten und hellen Farben. Oft scheinen die Darstellungen kindlich naiv, doch bei näherem und längerem Betrachten werden sie lebendig, sprechen uns an und verraten abgrundtief Glauben und Gottestreu.

Im Bayerwald, im Schwäbischen, in den Dörfern der Alpentäler saßen diese Tafelmaler. Sie waren keine studierten Leut. Es waren einfache Menschen, aus dem bäuerlichen Handwerkerstand herausgewachsen, und meistens blutsarm. Sie schafften in einem Auftrag oder aus sich selber heraus in den warmen Winterstuben. Packten das Bauernleben und den Bauernhimmel in ihre Bilder. Die Farben mischten sie selber aus den Grundtönen Weiß und Blau und Rot. Sie wurden dann der Haltbarkeit wegen gelackt oder leicht in das Glas gebrannt. Die Heimat der Künstler ließ sich leicht aus den dargestellten Trachten und Landschaften erraten. Oft schaffte die ganze Familie mit, wenn es galt, Serienbilder herzustellen.

Wenn dann der Frühling über die Berge zog, packten die Tafelmaler ihre Kraxen und Buckelkörbe und gingen über Land. Gering war der Preis, den sie für ihre Tafeln forderten, gemessen an der Müh und Arbeit. Sie machten gute Geschäfte und waren zufrieden mit ihrem Lohn, der kaum zum Fett für die Suppen reichte. Tafelmalen taten sie nicht nur des Verdienstes wegen, sondern aus innerer Freude und Berufung heraus, und vielleicht machte gerade dies die Hinterglasbilder so fromm und froh.

Lorenz Strobl

Wundersamer Türkenbund

Im Sachranger Tal nennt man ihn Goldapfel

Es ist kulturgeschichtlich interessant, daß man den Türkenbund noch heute im Sachranger Tal „Goldapfel“ nennt. Die Bezeichnung „Türkenbund“ für eine der formschönsten und prächtigsten unserer Alpenpflanzen ist nämlich noch gar nicht so alt. Sie läßt sich erst im 18. Jahrhundert als „Türkischer Bund“ nachweisen. In älterer Zeit hieß der Türkenbund indes allgemein „Goldwurz“, was zweifellos mit der Benennung Goldapfel den gleichen Ursprung hat. Und zwar ist es die tief im Boden steckende goldgelbe Schuppenzwiebel des Türkenbundes, welche einstmals der Pflanze zu ihrem Namen verhalf. Diese Zwiebel spielte früher auch einmal eine große Rolle in der Goldmacherei der Alchimisten. Man nannte deswegen die Türkenbündlilie im 16. Jahrhundert geradezu die „Chymisten-Gilgen“ (Gilge ist eine alte Bezeichnung für Lilie). Der Arzt und Botaniker P. A. Mattioli berichtet in seinem „New Kräuterbuch“ von 1562 über die Goldwurz: „Die Alchimisten halten dies kraut in hohem werdt und sagen, es habe die kraft die Metalle zu verendern.“ Auch sonst schrieb man der Türkenbundzwiebel allerlei geheimnisvolle Kräfte zu, vor allem in der Volksmedizin. So haben in verschiedenen Gebieten des Alpenraumes die Bäuerinnen sie früher dazu verwendet, ihren Kindern das Zahnen zu erleichtern. Sie nähten dazu die Türkenbundzwiebel in ein Leinenläppchen ein — wobei aber kein Knoten in den Faden gemacht werden durfte — und hängten sie dem Kind um den Hals. Im bayerischen Schwaben wiederum wusch man, wenn sich die Milch nicht zu Butter ausrühren ließ (was nach altem Volksglauben ein Werk mißgünstiger Dorfhexen ist), das Milchgeschirr mit einem Absurd der Goldwurz aus und gab das Waschwasser dann den Kühen zu trinken. Wenn man zum erstenmal die Türkenbündlilie in unseren Bergwäldern antrifft, ist man versucht, sie für einen Fremdling in unserer Heimat zu halten, weil sie gar so exotisch ausschaut. Wie ein Kulturgewächs aus einem orientalischen Garten mutet sie einen an. Der Türkenbund ist aber bei uns ebenso heimisch, wie andere, schlichtere, bekannte Waldpflanzen. Er ist eine „eurasiatische“ Art, deren Verbreitungsgebiet Europa und das gemäßigte Asien ist bis nach Japan. Vor allem ist diese Prachtblume im Berg- und Hügelland zu Hause. In der Ebene (zum Beispiel in Norddeutschland) ist sie kaum einmal anzutreffen. In den Alpen ist der Türkenbund am stärksten verbreitet und kommt dort noch in 1950 Meter Höhe in der Latschenregion vor. Die beachtlichen Vorkommen im Priental im Chiemgau lassen deutlich die Vorliebe unseres Türkenbundes für Kalkunterlage erkennen. Wer sich des-

halb die Blume der Alchimisten im Garten ziehen will, wo sie recht gut zu halten ist, muß sie in einen von Kalk und Waldhumus durchsetzten Boden einpflanzen. Der gegen Abend stärker werdende Duft des Liliengewächses hängt mit seiner Eigenschaft als „Nachtfalterblume“ zusammen. Der Name Türkenbund drängt sich jedem Beschauer von selber auf. Die einzigartige schöne Blüte des herrlichen Pflanzengebildes mit den hellroten, von dunklen roten Punkten übersäten Blütenblättern, gleicht unstreitig in der Form einem Turban, dem Kopfbund der Türken. Nach der Naturschutzverordnung zählt das Blumenjuwel des Türkenbundes zu den vollkommen geschützten Pflanzen, deren Beschädigung und Entfernen vom Standort unter Strafe steht. Leider stören sich viele Menschen daran nicht und brechen dennoch die bis zu einem Meter hohen Stengel ab. In manchen Gegenden, wo es früher mit seinen wundersamen Blüten im geheimnisvollen Weben verträumten Waldfriedens beredet mitschwieg, ist es deshalb schon verschwunden, das Blumenwunder Türkenbund.

Josef Thomas, Sachrang

Der Bandlwurm

„Muatta, hilf“, woant's Dirndl, ohmei,
„mir graust vor mir selbn, ja kann denn dös sei,
i schaam mi, sags ja net meim saubern Buam.
Muatta — — — i hab — — an Bandlwurm.“

„Ach deswegn“, sagt d' Muatta, brauchst net daschrecka,
iß recht viel Kraut, na geht a wegga,
mit Putz und Stingl, mit Kopf und Hals,
mit sämtliche Bandl und sonst no alls.“

„Aber, Muatta, wenn er nachwachs'n tuat?“
„Dös gibts net“, sagt d' Muatta, „sei so guat —
Wenn da Kopf amal hi' is, dös waar do zum Lacha —
da muaß doch da „Osch' oiwei Feirabnd macha.“

Afra Schulz-Buchner

„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühldorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“. Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühldorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.



GEGRÜNDET 1927 VON ANTON DEMPFF

Blätter für Heimatkunde und Heimatpflege für den Heimatbund Mühldorf, den Heimatverein Wasserburg am Inn, den Historischen Verein Bad Aibling und den Historischen Verein Rosenheim

Jahrgang 1956

Dezember

Nummer 7

Lebkuchen, Pfeffernüsse und Marzipan

Aus der Historie des Weihnachtsgebäckes

Unter den neueren Gerichten des Festmahles am alten Julfest nahm der Hirsebrei als glückversprechende Seelenspeise eine besondere Stellung ein. Er wurde zum Vorläufer eines sich daraus entwickelnden Opfergebäckes, das unsere Vorfahren aus Mehl, Milch, Eiern und wildem Honig bereiteten. Daraus entstand später der Lebkuchen, ein gutgewürztes Honiggebäck.

Die mittelalterliche Klosterküche, die verwöhnten Gaumen von jeher mit leckeren Speisen und Getränken zu schmeicheln wußte, bemächtigte sich alsbald der Herstellung der Lebkuchen und verbesserte deren Geschmack durch allerlei „Pfeffer“ (Gewürze). Der Zeidler (Bienenzüchter) lieferte als Hintersasse hierzu den Honig. Aus den Klausuren wanderte früh das Wissen um die begehrten Lebkuchenrezepte in das bürgerliche Gewerbe, so daß wir bereits im 13. Jahrhundert in städtischen Steuerverzeichnissen „Lebküchnern“ begegnen. München hatte früher sogar ein Schleckergasserl, das seinen Namen bestimmt von dem dort betriebenen Lebzeltergewerbe herleitet. Schon im Jahre 1473 ist dort die Lebzelterzunft bezeugt.

Die Nürnberger Lebkuchen trugen nächst dem „Nürnberger Tand“ (Spielzeug) wesentlich zum damaligen Weltruf der alten Reichstadt bei. Die Umgebung Nürnbergs bot mit ihren an Heidekraut reichen Nadelwäldern die beste Voraussetzung für Bienenzucht und damit für die Lebküchnei. Hieß ja die Stadt im Mittelalter sogar „des heiligen Römischen Reiches Bienengarten“. Für Nürnberg ist die

Zunft der Lebzelter archivalisch zwar erst für das Jahr 1643 nachgewiesen, doch gehen die Anfänge dieses Gewerbes sicherlich viel weiter zurück. Die Stadtgeschichte erzählt zum Beispiel, Kaiser Friedrich III. habe sich am Sonntag nach Himmelfahrt des Jahres 1487 gelegentlich eines Reichstages in Nürnberg über die Kunde reichen Kindersegens der Stadt so sehr gefreut, daß er 4000 Buben und Mädchen zu sich auf die Burg lud und diese „artige und unschuldige Menge der Leuten“ reich mit Lebkuchen beschenkte. Zur Erinnerung an diese freigebige Bewirtung der Kinder erhielten diese rautenförmigen Lebkuchen, die das Bildnis des Kaisers trugen, forthin den Namen „Keyserling“. Neben den Nürnberger Lebküchnern verstanden sich zeitig auch die Ulmer, Kölner, Königsberger, Münchner und Waldböcklheimer Zunftgenossen einen guten Namen zu sichern. Seit der Einführung der Gewerbefreiheit befaßten sich auch die Bäcker und Konditoren mit der Lebzelterei.

Der Lebkuchen hatte früher nicht die einfache, viereckige Form wie heute. Als ursprüngliches Kultbrot vertrat er allmählich die blutigen Opfergaben. Anfänglich bildete man nur Haustiere nach, vor allem den Eber, ein Frey und Thor geheiligtes Tier, ferner den Bock und Hahn, denen die Kraft der Förderung von Fruchtbarkeit und Wachstum zugeschrieben wurde. Die beliebtesten nordischen Weihnachtsbrote hießen Julgalt (Julschwein), Jultuppen (Julhahn, Künder des Lichtes), Julkuse (Julkalb) und Julbock.



Ein farbenprächtiger Engel
aus einer Barockkirche des Inntals

Foto Schmachtenberger

Außer den nachgebildeten Opfertieren wurden den Göttern auch Sinnbilder und Zeichen geweiht. Solche versinnbildlichte Opfergaben findet man ebenfalls unter den Formen der Julbrote. Zu den ältesten dieser Art zählt der „gullvagn“ (= Wagen des Sonnengottes) und die Zopfform. Nach Annahme unserer Ahnen teilten sich die guten Eigenschaften des Julbrottes beim Genusse nicht bloß den Menschen, sondern auch den Tieren mit. Bis heute hat sich deshalb der Brauch erhalten, Kühen und Pferden am Weihnachtsabend ein Stück vom Weihnachtsbrot gegen Krankheit und Unglück zu reichen. Das übriggebliebene Julbrot vergräbt man im Getreide, um Wachstum und Gedeihen der Saatfrucht mitzuteilen.

Die Gebäckformen von Schaf, Hund, Pferd, Hirsch, Fuchs und Hasen haben sich viel später eingebürgert. Der Hirschform begegnen wir zum Beispiel erstmals auf Kölner Spekulatorius. In manchen Gegenden bäckt man als besonderes Weihnachtsgebäck den „Hauswolf“ (Steigerwald) und das „Wowölfle“ (Baden).

Darstellungen menschlicher Charakterformen auf Lebkuchen begegnen wir erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Da sind vor allem der „Wilde Jäger“, Frau Holle mit dem Spinnrad, die Fatschenpuppe und die „Zeilenkinder“ (sechs bis acht nebeneinander) sowie das unter den Namen Ask und Embla

bekannteste erste Menschenpaar vor dem Lebensbaum zu nennen. Ein anderer mittelalterlicher Bilderkreis brachte Lebkuchen in der Form von Rittern, Landsknechten, Jägern und Bauern. Dazu gesellten sich im 16. Jahrhundert Nachbildungen von Wappen, biblische Darstellungen, Genreszenen und andere dekorative Stücke im Zeitgeschmack.

Das Stechen der dazu notwendigen, gewöhnlich aus Buchsbaum oder Birnbaumholz hergestellten Model besorgten Formenschneider und Formenstecher. Daneben versuchten sich aber auch Lebküchner mit Erfolg in der kunstmäßigen Handhabung des „Grabstichels“.

Im 18. Jahrhundert schmückten die Lebküchner die als Minnegaben beliebten Lebkuchen mit kleinen, farbigen Stahlstichen, auf denen sinnige Verse standen. Die Herzform erschien bei Lebkuchen erst etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

Der Marzipan, dessen Name eigentlich die „Schachteln“ bezeichnet, in denen der aus Mandeln, Zucker und Rosinenwasser gefertigte Teig verpackt war, ist ebenfalls heute von unserem Weihnachtsfest nicht mehr wegzudenken. Nürnberg, Leipzig, Hamburg, Lübeck, Königsberg und Danzig versuchten sich von jeher gegenseitig den Rang in der Herstellung auserlesener Marzipangebäcke abzulaufen. Der Marzipan zeigt hauptsächlich die Formen alter Nikolausgebäcke. Ein prächtiges Schaustück Nürnberger Lebzelterarbeit aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zeigt in der Form einer großen Wappenscheibe mit den Initialen Kaiser Friedrichs III. das Germanische Museum.

Neben Lebkuchen und Marzipan bildeten in der Biedermeierzeit die Honigkuchen, Busserln, Schifferln, Zimtsterne und Pfeffernüsse zu Met ein beliebtes Weihnachtsgebäck. Pfeffernüsse wurden früher in Altbayern auch gern zum Bier gegessen. Der Christbaumschmuck aus Lebkuchenteig bürgerte sich erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein.

An besonders leckeren Weihnachtsgebäcken müssen noch erwähnt werden: der aus Mehl, Eiern, Milch, Nüssen, Weinbeeren und getrockneten Zwetschgen und Birnen bereitete Weihnachtsfladen (Hutzelbrot), der in Oberbayern und Schwaben „Birnen- oder Pfanzelt'n“ heißt, ferner die altbayerischen rosingespickten Weihnachtskräpfen, die unterfränkischen schneckenartig gewundenen Weihnachtskringel, der bekannte, ehemals auf dem Striezelmarkt so begehrte zopfförmige Dresdner Stollen und der Leipziger Christnachtsstollen, ferner die Frankfurter und Aachener Printen und die Rheinländer Christplatz, womit wir aber noch immer nicht alle althergebrachten Weihnachtsbäckereien in deutschen Landen aufgezählt haben.

Wie unsere Vorfahren Weihnachten feierten

Von August Leiß, Brannenburg am Inn

Der strahlende Lichterbaum ist für uns das Symbol für Weihnachten. Selbst in der ärmsten Hütte spiegeln sich seine Kerzen in den Augen der Kinder und ohne Christbaum können wir uns ein Weihnachtsfest überhaupt nicht vorstellen.

Aber das war nicht immer so. Erst im vorigen Jahrhundert erschien der Christbaum zum erstenmal in Deutschland und bürgerte sich nur sehr zögernd ein, besonders langsam auf dem Lande in Südbayern und Österreich. Das hatte seinen guten Grund, denn in diesen Gegenden beherrschte seit Jahrhunderten die Hauskrippe das weihnachtliche Denken. In jedem Bauern- und Bürgerhaus ward sie um die Festzeit aufgebaut und bei alt und jung entbrannte ein schöner Wettstreit, wer die prächtigste Krippe besaß.

Die damals dem Volke innewohnende tiefe Frömmigkeit lockte die Menschen an den langen Winterabenden an die Krippe, um die dargestellten Bilder besinnlich zu betrachten und sich darein zu vertiefen. Dieses gemütvoll Beschaute schuf schon eine Art weihnachtlicher Stimmung — den Höhepunkt festlicher Freude aber bildete erst das Hirtenspiel am Hl. Abend.

Ein Spiel...? Woher? Und von wem gespielt?

Ja, ein Spiel — und diese Spiele waren in den Bauernhäusern selbst entstanden, genauer gesagt: in den Häusern des dramatisch begabten Volkes, das die Alpengegenden Bayerns, Tirols und Salzburgs bewohnt. Und inspiriert wurden die bäuerlichen Dichter vom Kripperl. Man kann sich gut vorstellen, daß ein phantasiebegabter Mann beim eindringlichen Betrachten der dargestellten Szene sich versucht fühlte, den stummen Figuren die Zunge zu lösen und ihnen Gespräche anzudichten, diese niederzuschreiben und mit den Söhnen und Töchtern vor der Krippe aufzuführen.

Verständlicherweise haben die Verfasser am liebsten die Hirtenszenen mit der Engelsbotschaft und der Anbetung des Kindes dargestellt. Konnten sie sich ja dabei selber schildern mit all ihren Freuden und Nöten und (was ihnen am liebsten war), sie konnten sie, da sie ja auch Bauern waren, bayerisch und tirolerisch reden lassen. Darum klingen uns Heutigen diese Spiele so vertraut, als habe sich das, was da erzählt wird, nicht vor zweitausend Jahren, sondern in unseren Tagen zugetragen und als liege Bethlehem nicht weit hinten im Morgenland, sondern mitten in unseren Bergen.

Der einfache Bau dieser Hirtenspiele und die geringe Zahl der Mitwirkenden erlaubte eine Aufführung im kleinsten Kreise und so sehen wir in diesem vor dem Kripperl dargestellten Spiel den eigentlichen Kern des Festes in jener Zeit.

Da versammelte sich am Hl. Abend die gesamte Familie samt Gesinde und etwa auch Nachbarn in der Stube. Die Zuschauer setzten sich auf die Wand- und Ofenbänke und nun begann das Spiel. Die Darsteller der Hirten — Söhne des Bauern — in Lammfelle verkleidet, legten sich auf den Stubenboden nieder, der das Feld von Bethlehem bedeutete, und sprachen über alte Prophezeiungen, bis der Engel erschien. Oft ist die Engelszene durch ein Gespräch über die vorgenommene Kunde ersetzt. Danach berieten sie sich über geeignete Gaben und dann traten sie nach einem mehrmaligen Rundgang um die Stube, der den Gang zum Stall symbolisierte, an die Krippe. Dort wurden das Kind und seine Eltern, die natürlich nur figürlich anwesend waren, begrüßt und beschenkt. Meist beschloß ein Lied die Feierstunde. Bald erklangen schon die Glocken zur Mette, alle erhoben sich und traten nach einer Weile hinaus in die kalte Winternacht.

Hier ein vollständiges Hirtenspiel:

Drei Hirten und ein Engel
(Zwei Hirten schlafen, der dritte eilt eben hinzu)

Lipperl:

Stehts auf, meine Buama,
lusts ma a weng zua!
Iatz is koa Zeit zum Schlafa,
i laß enk koa Ruah!
Stehts auf, wenns aa guat liegts
und gehts no fei gschwind!
Legts o de schö' Joppn
und laffts wia da Wind!

Bartl:

O mei Lipperl, was tramst du?
Was führst für a Red?
Was sollts denn auf oamal
heut nacht Bsunders gebn?
Möcht oan eh vadriaßn,
a Hüatabau z'sei,
gibts allwei Strapazi
und tragt oan nix ei.

Lipperl:

Seids net melancholisch,
i sag enk a Post,
de enk koan Kreuzer
und koan Heller net kost.
Daß da Heiland is geborn,
dös hab i dafragt,
a Engl vom Himmi,
der hat ma's grad geagt.

Bartl:

Haha, do muaß i lacha,
der Lipperl ko küagn,

iatz raatn de Engl
vom Himmi obafliagn!
Glaub ma's, mei Lipperl,
de Engl san z' Haus,
da Himmi is zuagspirrt,
do ko koana raus!

Lipperl:

Gott Vata hat heut nachtn
dös Türn net zuato,
do san eahm de Engl
all auf und davo.
Ös brauchts net viel streiten,
ös brauchts net viel fragn,
ös kinnts ma do gläubn,
wann i's enk tua sogn.

Wastl:

Dös woaf i, mei Lipperl,
du hast no nia glogn,
drum moan i, heut
hat di da Nebl betrogn.
Und wann scho a Engl
sein Flug obanahm,
zu so arme Hüata
vafliagt er si kaum.

Lipperl:

Ös kinnts ma s gwiß gläubn
wann i's enk tua sogn:
Heil is uns widerfahrn
iatz in dene Tagn.
Dort drübn in da Krippn
liegt Gott auf'n Heu,
is neamand als Vata
und sei Muatta dabei.

Engel:

Gott in der Höh sei die Ehr
den Menschen Frieden auf der Erd!

Lipperl:

Lusts, lusts, was für a Gsang!

Engel:

Geht eilends hin nach Bethlehem,
machts euch auf, verlaßt die Herd!

Bartl:

O mei Gott, wia singt er so schö,
was sagt er denn alles, i kons net vasteh.

Wastl:

I bitt di, du goldana Mo,
vazähl ma's, fang no amal o!

Engel:

Ihr werdet dort finden
ein kleines Kind in Windeln.
Es ist das Heil der ganzen Welt,
gshwind euch dort bei ihm einstellt! (Engel ab)

Wastl:

Gehts, ös Buam, klaubts enk gshwind zam,
nehmts a jeder mit a Gab,
gehn ma alle drei mitnand,
daß a jeder eppag hat.
Mei Kohlmoasn im greana Häusl
will i dem kloana Kindl verehrn,
Kinder ham großmächt' Freudn,
wenns an Vogl singa hörn.

An der Krippe

Schauts Buam, i habs derratn,
do liegt scho dös kloa Kind
aufn Heu so schlecht und ärmli
bei dem Esel und dem Rind.
Schau, i hab da fufzeh Oarln,
san von meiner schwarzn Henn —
drei Paar Semmeln, a schneeweiß Loabi,
a Sackl Mehl i aa dazua schenk.

Bartl:

O mei Kind, i kim aa zuawa,
hab di recht vo Herzn liab,
I bring da da drei Vierling Butta,
habn znachst erst zammagrührt.
Laß da a guats Breierl macha,
tua beilei koan Hunger leidn,
wenns no länger do teats bleibn.

Wastl:

Mei liabs Kind, i hab mei Opfer
unter meiner Joppn da.
Mei Kohlmoasn tuat brav locka —
is halt freilli a schlechte Gab.
Aber 's tuat recht stattli singa:
Flitschl, flitschl, Zinslberg!
Will da scho was bessers bringa,
du liabs Kind biet alles wert.

Ende

Aeltestes Weihnachtslied in deutscher Sprache um 1050

Interessante Daten aus der bayerischen Weihnachtsgeschichte

Von August Sieghardt, Grassau

„Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.
An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein steh'n und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.“

Der diese sinnigen, gemütvollen und von christlicher Demut erfüllten Verszeilen schrieb, war einer unserer größten und verehrungswürdigsten deutschen Dichter, der große Romantiker aus den schlesischen Wäldern, der Freiherr Joseph von Eichendorff. Seine Dichtung über das Fest der deutschen Weihnacht möchten wir in einem Zuge nennen mit der nicht weniger gemütvollen und

von christlichem Geist erfüllten weihnachtlichen Zeichnung, die uns der ebenso unsterbliche Dresdener Maler Ludwig Richter, der Verherrlicher des deutschen Familienlebens, geschenkt hat (1854). Und während wir ihn zitieren, denken wir an die vielen ganz großen deutschen Künstler, die die deutsche Weihnacht in ihren Werken verewigt haben und von denen einer, Meister Mathis Neidhardt alias Matthias Grünewald, um das Jahr 1515 in seinem weltberühmten Isenheimer Altar (der heute im Kolmarer Museum steht) die Christgeburt mit dem Engelskonzert zu den innigsten, ergreifendsten und künstlerisch hervorragendsten Darstellungen der deutschen Weihnachtsgeschichte gemacht hat.

Unzählig sind die Weihnachtslieder, die die Heiligkeit des Christfestes lobpreisen und von der Ehre Gottes in der Höhe und vom Frieden auf Erden und vom Wohlgefallen der Menschen künden. Es ist wenig bekannt, daß der älteste Weihnachtshymnus in deutscher Sprache schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts entstanden ist. Er stammte aus dem Jahre 1050 und wurde von den Schöffen in der Christmette zu Aachen gesungen. Er lautet:

„Nun siet uns willekomen, hero kerst,
 Die ihr unser aller hero siet.
 Nun siet uns willekomen, lieber hero,
 Die ihr in den kirchen schöne siet.
 Kyrieleyson.
 Nun ist gott geboren, unser aller trost,
 Der die höllischen Pforten mit seinem kreutz
 aufstöß.
 Die mutter hat geheischen maria,
 Wie in allen kerstenbuchern geschriben stehet.
 Kyrieleyson.“

Bis in den Beginn des 12. Jahrhunderts läßt sich auch die Existenz eines Weihnachtsspiels zurückführen. Ein solches ist nämlich erwiesenermaßen bereits im Jahre 1108 erstmals in der Bischofsstadt Freising aufgeführt worden, wobei wir annehmen dürfen, daß es sich wohl um ein Hirtenspiel gehandelt hat. In Freising, im hohen Dom, wird auch die älteste deutsche Weihnachtskrippe (aus der Werkstatt von Erasmus Grasser) aufbewahrt, sie stammt aus dem Jahre 1480. Weihnachtskrippen kennt man in Bayern schon seit dem 13. Jahrhundert. Die allererste Krippendarstellung soll der hl. Franz von Assisi erdacht haben. Weihnachtskrippen kamen nicht bloß in den Kirchen, sondern auch in frommen Bürgersfamilien zur Aufstellung und mitunter fanden sich solche in mittelalterlicher und nachmittelalterlicher Zeit auch in altbayerischen Bauernhäusern, eine schöne Sitte, die sich vereinzelt bis in unsere Zeit erhalten hat. Besonders das bayerische Alpenvolk zeigte sich diesem Brauch sehr zugänglich, schon deshalb, weil viele dieser Kripperschnitzer im bayerischen Gebirge zu Hause waren, vor allem in Oberammergau und im Berchtesgadener Land. Diese Krippeln wurden zu einem echten Symbol der deutschen Weihnacht. In München erfolgte die erste Aufstellung einer Weihnachtskrippe im Jahre 1607, und zwar in der St.-Michaels-Kirche; bekannt waren die Krippen in Oberbayern aber schon in früherer Zeit. Namhafte Künstler haben sich in den Dienst des Kripperschnittens gestellt; was auf diesem Gebiete künstlerisch geleistet wurde, das veranschaulichten die Weihnachtskrippensammlungen im Bayerischen Nationalmuseum in München und im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg. Die erste Krippendarstellung in Bayern soll übrigens in einer Kirche zu

Füssen im Allgäu gezeigt worden sein, und zwar im Jahre 1252. Einen Ausschnitt aus der weihnachtlichen Krippendarstellung, und zwar eine holzgeschnittene Wiege mit dem Jesuskind, stammend aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, verwahrt das Kloster Maria Mödlingen bei Dillingen a. d. Donau.

Ueber das Alter des Christbaumes ist schon viel geschrieben worden. Wir wissen jetzt, daß die älteste Nachricht von ihm aus dem Jahre 1539 stammt, und zwar aus dem Elsaß, dort (in Straßburg) wurden die ersten Christbäume aufgestellt, aber nicht in der Form, wie wir ihn heute haben, man begnügte sich damals mit geschmückten Tannenästen, die in einer Ecke des Wohnzimmers aufgestellt oder aufgehängt wurden. In München kennt man den Christbaum erst seit dem Jahre 1830, wo ihn die Königin Karoline erstmals in der Residenz aufstellen ließ; von da aus wanderte er in den folgenden Jahren ins bayerische Oberland und gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts auch nach Tirol. Die Aufsichtsbehörden standen der Sitte des Christbaumes vielfach ablehnend gegenüber und erließen sogar ein Verbot gegen seine Verwendung. In jüngster Zeit wurde bekannt, daß der Straßburger Stadtsyndikus Sebastian Brant schon am Ende des 15. Jahrhunderts an Weihnachten seine Stube mit Tannenzweigen geschmückt haben soll; der Genannte erwähnt dies auch in seinem 1494 erschienenen Werk „Narrenschiff“. Als „Weihnachtsbaum“ erscheint die Tanne erstmals im Jahre 1642 in Straßburg. Im Jahre 1755 lesen wir in einer Weimarer Forst- und Jagdordnung erstmals die Bezeichnung „Christbaum“. Das Wort „Weihnacht“ dagegen erscheint erstmals um 1170 bei dem Dichter Spervogel und eine These will wissen, daß die Feier des Christfestes für die deutschen Lande in einer Mainzer Synode vom Jahre 813 sichergestellt sei. Als Fest im Sinne des Wortes wurde Weihnachten angeblich erstmals im Jahre 354 begangen, also vor nunmehr 1600 Jahren. Papst Liberius hat es dann auf den 25. Dezember verlegt.

Die Sitte der Weihnachtsgeschenke kennt man bei uns erst seit dem späten Mittelalter, sie soll von den Römern stammen, die sich am Tag des Jahresanfangs beschenkten, und das bis in das 16. Jahrhundert hinein mit dem Weihnachtsfest das neue Jahr begonnen wurde, hat man den römischen Brauch des Neujahrgeschenkes übernommen. Die Weihnachtsbescherungen wurden erst nach der Reformation auf das eigentliche Christfest verlegt, Allgemeingut wurde das Beschenken an Weihnachten erst im 17. Jahrhundert. Wohl das nobelste Weihnachtsgeschenk aller Zeiten hat der weltberühmte Augsburger Handelsherr Jakob Fugger gegeben, und zwar an

Weihnachten 1522, als er dem Kaiser Karl V. eine Pergamentrolle auf den Gabentisch legte. Diese Pergamentrolle war der vom Kaiser unterzeichnete Schuldschein, der auf ein Darlehen von über 1 Million Taler lautete. Jakob Fugger übergab das Dokument — wie allgemein bekannt ist — dem Feuer im Kamin. Er dürfte damit den bis heute ungebrochenen Rekord hinsichtlich des Wertes eines Weihnachtsgeschenktes aufgestellt haben.

Lebens- und Totenbaum

Von Josef Thomas, Sachrang im Chiemgau

Inmitten der Wälder unserer Chiemgauberge trifft man zuweilen auf einen einzeln dastehenden Baum, dessen ungewohnter, vorweltlich anmutender Zauber unmittelbar berührt. Unter all den anderen Bäumen umgibt den Einsamen eigene Stimmung von Dürsterkeit und Schwermut, rätselvolles Schweigen zeitloser Stille. Unversehens sind wir auf die geheimnisvollste Baumgestalt des deutschen Waldes gestoßen, die sagemumwobene Eibe.

Nach ihrem lateinischen Namen *Taxus baccata* wird die Eibe auch „*Taxus*“ genannt. Ihre Krone ist unregelmäßig. Die Aeste dieses Nadelbaumes stehen nicht quirlig, sondern verstreut am Stamm, abwechselnd mit büschelförmigen Zweigen. Die Nadeln sind oberseits dunkel, fast schwarzgrün gefärbt und glänzend, unterseits etwas heller und matt. Im Sommer und Herbst gereichen den weiblichen Eiben die von einem scharlachroten Beerenfleischmantel umgebenen Scheinbeeren zur besonderen Zierde. Viele Hunderte leuchtende, funkelnde, wie aus Wachs geformte Perlen schimmern und glühen dann kostbarem Geschmeide gleich aus dem dunklen Geäst.

Außer dem klebrigen Samenfleisch ist an der Eibe alles giftig. Schon wer sich nur mit einer Eibennadel den Finger ritzt, spürt es. Das Herzgift *Taxin* vermag Mensch und Tier den Tod zu bringen. Schon oft gingen Mitteilungen durch die Presse, wonach Pferde, die von *Taxus*schnecken gefressen hatten, danach tot umfielen.

Die Eibe ist der Urbaum des deutschen Waldes. Sie war der Charakterbaum der germanischen Urwälder und Waldsümpfe. Julius Cäsar nennt im „Gallischen Krieg“ Germaniens Wälder auf Grund des massenhaften Vorkommens der Eibe düster. Vielfach erinnern Namen von Personen Ortschaften und Oertlichkeiten an die Eibe: Eibiswald, Eibstock, Eibsee, Ibenhagen, Ibenhain, Ivo, Iberg, Ibach u. v. a.

Die Eibe erreicht das höchste Alter aller unserer Bäume. Sie wird bis 3000 Jahre alt. Ihr Name bedeutet „ewig“. Entsprechend der

Anschauung unserer Vorfäter von der Tag- und Nachtseite („Stirb und Werde“) aller heiligen Sinnbilder war den Germanen die Eibe Lebens- und Totenbaum zugleich. Im Wehen, im Schatten uralter Eibenwälder fühlten sie ihre Seelen von der Nähe wallender Gottheit erfüllt. Mit Eiben war der Markt in der nordischen Götterstadt Asgard rund umstellt. Der germanische Jagdgott Uller trug einen Bogen aus Eibenholz. Wo die Druden und der feurige Reiter hausten, wuchs ein alter Eibenbaum, der, angeschnitten, Funken sprühte. Wer unter einem Eibenbaum schläft, der soll durch die Furchtbarkeit seiner Säfte — von denen selbst die Vögel des Himmels schwarz würden — getötet werden, sofern er es versäume, einen ehernen Nagel in den Eibenstamm zu schlagen. Andererseits soll man sich vor bösem Zauber bewahren können, wenn man einen Splitter der Eibe auf dem bloßen Leib trägt. Kreuzweise gelegte Eibenzweige schützen gegen Elben. Auch gegen Schlangenbiß, Hundetollheit, Wutbisse und Behexung seien die Kräfte des Baumes ein magisches Mittel. Noch heute sagt man in gewissen Gegenden Bayerns: „Bei den Eiben kann kein Zauber bleiben.“

Der älteste aller Bäume Bayerns ist eine Eibe am Griesberg bei Kochel. Ihr Alter wird auf mindestens 2000 Jahre geschätzt. Wahrlich eine ehrwürdige Baumgestalt, deren Leben zurückreicht bis hin in die Zeit, da Christus auf Erden weilte. Die mächtigste Eibe Deutschlands ist die zu Kathol. Hennesdorf in der Lausitz mit zwar nur elf Meter Höhe, aber fünf Meter Stammumfang. Dem Umstand, daß im Mittelalter aus dem Holz der Eibe Bogen und Armbrüste der Jäger und Krieger hergestellt wurden, wird es zugeschrieben, daß dieser Baum — besonders als Hochstamm — so selten geworden ist. Einen Begriff von der Unmenge Eiben, die zu diesem Zweck gefällt wurden, können wir uns machen, wenn wir aus Urkunden des 16. Jahrhunderts erfahren, daß die Nürnberger Räte Christoph Fürer und Leonhard Stockhammer auf Grund eines kaiserlichen Privileges sechs Jahre lang Eibenhölz schlagen und verarbeiten ließen und dadurch imstande waren, 1559 und 1560 36 650 Stück Bogen aus Eibenholz zu exportieren.

Ungewöhnlich hart und schwerer als Wasser ist das rotbraune Kernholz der Eibe. Man kann es unser feinstes Werkholz nennen. Zäh und elastisch ist es und besonders dauerhaft. Als einziges Nadelholz enthält es kein Harz. Von alters her wird es auch zur Anfertigung von Gebrauchsgegenständen sehr hoch geschätzt. Schon die Bewohner der Pfahlbauten verwendeten es. Kämme und Messer aus dieser Zeit haben sich infolge der Widerstandsfähigkeit des Eibenholzes gegen Fäulnis bis

heute erhalten. Eine weitere besondere Eigenart der Eibe ist die, sehr viele schlafende Knospen zu bilden, so daß Zaunpfähle oft wieder ausschlagen und sich bei gefällten Bäumen meist viele Stockausschläge bilden. Aber sonst wächst die Eibe ungemein langsam. Der Jahreszuwachs eines Stammes beträgt $\frac{2}{3}$ bis 1,2 Millimeter. Kaum noch merklich ist er nach den ersten 150 Jahren Wachstum. Da der Eibensamen nicht, wie die anderen Nadelholzsamen, mit einem Flugapparat ausgestattet ist, ist die Verbreitung sehr beschränkt und gering. Forstlich angepflanzt wird der Taxus wegen seines langsamen Wachstums auch nicht. So sind auch die Restbestände der Eibe seit dem Mittelalter in ständigem Rückgang begriffen. Für ganz Deutschland werden nur noch etwa 25 000 Exemplare angenommen. Die Eibe steht deshalb überall in Bayern unter Naturschutz, und in Oberbayern ist sogar das Pflücken einzelner Zweige behördlich verboten. (Der bei uns übliche Ausdruck „Daxen“ — welcher für jede Art Nadelholzzweige verwendet wird — ist auf den Taxus zurückzuführen.) Gegenwärtig ist die Eibe hauptsächlich dadurch gefährdet, daß ihr prächtiges Laub von verantwortungslosen Menschen rücksichtslos geplündert wird, um als Grabschmuck Verwendung zu finden. Einzigartige Naturdenkmäler sind die mehr oder weniger zusammenhängenden Bestände von Eiben, die wir heute noch haben. Der größte und schönste Eibenwald, ein Stolz aller Kenner, befindet sich bei uns in Oberbayern, bei Paterzell in der Nähe von Weilheim.

Die „Rammer“

Von Lorenz Strobl, Mühlendorf

Dienstbotenmangel gibt es schon seit langem auf dem Lande, wenn auch nicht in dem Ausmaße wie heutzutage. Kürzere Arbeitszeiten und höhere Barlöhne lockten so manchen Bauernknecht vom Pfluge weg. Die ersten großen Abwanderungen vom Lande brachte jedoch der Bau der Eisenbahnliesen mit sich. Erdarbeiter wurden gesucht und „Rammer“ zur Anlage von Eisenbahndämmen, Brücken und Stegen. Die mächtige Zugramme oder der „Hai“, ein dreifüßiges, hohes Balkengerüst, wuchs aus der Erden. 10 bis 15 Männer an Seilen zogen die schwere „Katz“, einen schweren Eisenklotz zur Höhe, der auf das Kommando vom „Kappo“ (abgeleitet von Kapitän) auf den Pfahl niedersauste und ihn in den Boden trieb. Nach 20 Rammschlägen wurde in der Regel eine Schnaupause eingelegt.

Der Kappo war dem Bauherrn gegenüber für die Arbeit verantwortlich. Er erhielt nach einer bayerischen Handwerkerverordnung vom Jahre 1729 pro Tag einen Kreuzer Lohn-

zulage. Dafür war er auch der Vorsinger seiner Arbeitskommandos. Das Rammen war nicht nur mühsam, es mußte auch im Gleichtakt geschehen und erforderte die gleiche Aufmerksamkeit wie beispielsweise das Dri-scheldreschen.

Als Ankündigung sprach der Kappo voraus:
Faßt's o . . . (die Seile)

Dann ist's scho halb to (getan).
Jetzt hab'n wir uns zum Schlegeln gricht,
Der Schlegel hat a sakrisch Gwicht.

Und nun begann zur Arbeit das eigentliche Werk- oder Schlegellied, dessen Strophen immer durch neue erweitert und zu einer schwerfälligen Ländlerweise gesungen wurden. Neben der Taktangabe sollte der Sang die Langeweile und harte Müh vergessen lassen:

Hoch auf Wumm
Und noch ein' drauf . . Wumm
Den zwoaten hoch . . . Wumm
Und nochmal auf . . . Wumm
Er muß hinein Wumm
Durch Sand und Stein . . Wumm
Fürs Vaterland Wumm

Das „Wumm“ bedeutete jeweils das Niedersausen des Rammblockes auf den Pfahl. Ehrgeizige und arbeitswütige Kappos verlängerten die Strophen und nutzten auf diese Weise ihre Arbeiter aus.

Ja ich liebe Wumm
Mädchen gar viele . . . Wumm
Ja ich liebe Wumm
Mädchen gar viel . . . Wumm
Einundzwanzig Wumm
Zweiundzwanzig Wumm
Drei, vier, fünf und 26 . . Wumm
Siebenundzwanzig . . . Wumm

Bei Dämmen wurden zwei oder mehr Reihen von Pfählen gepflanzt, dieselben bis in den harten Fliuz getrieben, die Zwischenräume mit Kies und Lehm ausgefüllt und festgestampft. Natürlich hatten die Rammer bei der Arbeit allzeit einen Riesendurst. Wenn Zuschauer sich eingefunden, war der Kappo schnell mit einem neuen Vers zur Stell':

Hoch auf — Und noch ein drauf.
Den zwoaten hoch — den dritten noh
Da kimmt a Herr Wumm
Ich woäß scho wer Wumm
Der zahlt a Bier Wumm
Ja dir und mir Wumm
Ja, ja, ich liebe Wumm

Für die Bierspende erhielt der Stifter dann noch ein dreifaches Vivat aus rauhen Kehlen zum Dank. Robuste Gesellen waren die Rammer und so mag auch für sie der Spotname „gescherte Rammel“ geprägt worden sein. Hof- und Ortsnamen wie „beim Rammer“ oder „Rammertshofen“ dürften in keinem Zusammenhang mit ihnen stehen.

Die Zugramme ist längst verschwunden. Was damals ein Dutzend Männer mit Mühe und Schweiß geschafft, besorgen heute mühelos und schneller die Elektrohämmer und Stampfer. Aber wenn gerade etzliche Bauern in guter Stimmung am Wirtstisch beisammen hocken, kann man das Schlegellied noch hören und das Fallen des Rammbären wird durch kräftige Faustschläge auf der Tischplatte nachgeahmt. Die Rammer waren für die Landwirtschaft verloren, suchten und fanden in der neugeborenen und aufblühenden Industrie Lohn und Arbeit.

Die Chronik

1472. Zufolge „Archiv für Postgeschichte in Bayern“, S. 259, wurden im Jahre 1472 von der herzoglichen Hofhaltung in Landshut 320 Fußboten ins Land gesetzt. Für jede Meile (etwa acht Kilometer) erhielt der Bote acht Pfennig Lohn. Damals kostete die Maß Bier 1,5 Pfennig; der Taglohn eines Arbeiters betrug 12 bis 15 Pfennig. Die angezogene Quelle sagt weiter: Für die Versendung allgemeiner amtlicher Schreiben an die herzoglichen Ämter wiederholen sich oft strahlenförmig ausgehende Botentouren, so auch eine Botentour nach Wasserburg am Inn und

Kling. Solche allgemeine Schreiben wurden versandt zum Beispiel bei „pestolenz“, Unruhen, Steuerangelegenheiten, Regelung des Getreideverkaufs und so weiter.

Chronik Kirmayer

1473. Herzog Ludwig der Reiche von Landshut erließ am Samstag nach Luzia an Wasserburg, Rosenheim, Kraiburg, Altenmarkt, Kloster Baumburg die Aufforderung zur Entsendung von Abgeordneten „zur Beilegung der Irrungen der armen Leute (Bauern) im Pfliegergericht Kling“. Die „Irrungen“ waren wahrscheinlich steuerlicher Art.

Chronik Kirmayer

1474. Besonders heißer Sommer, von dem geschrieben ist daß Berge und Wälder vor Hitze brannten, Möser dampften und sich selbst entzündeten.

Hübschmann-Kalender 1818

Ich möcht'

so gern noch sein ein Kind,
dem Märchen noch die Wahrheit sind,
das gerne spielt im nassen Sand
und glücklich ist mit einem Steinchen in der Hand;
das jauchzt, wenn es ein Vöglein sieht
und, wenn die Mutter singt ein Schlummerlied,
sorglos dann schläft in ihren Armen ein —
Ach, könnt' ich doch ein Kind noch sein.

E. Fangohr

Inhaltsübersicht der Veröffentlichungen im Jahrgang 1956

	Nr.	Seite		Nr.	Seite
1. Heimatpflege und Brauchtum					
Sauer Josef, In den Auslagen der Wachszieher prangt das Lichtmeßwachs	1	1	Sieghardt August, Die Herzheimer von Trostberg und Frauenchiemsee	6	43
Brückner Barbara, Totenbretter	2	14	Hüttl Sebastian, Lampferding	6	45
Fritz Franz, 's Blasln	2	14	3. Verschiedenes		
Strobl Lorenz, Wurzelgraber und Pechbrocker	4	29	Owlglass, Lob des Filzschuhs	1	8
Sauer Josef, Der Braut- oder Kammerwagen	5	37	Laxganger Gustl, Von dö Viecherl	2	12
Sauer Josef, Lebkuchen, Pfeffernüsse u. Marzipan	7	49	Leiß August, Der Glaube an Gerechtigkeit in Sagen unserer Heimat	2	13
Leiß August, Wie unsere Vorfahren Weihnachten feierten	7	51	Fangohr L., Betrachtung	2	15
Sieghardt August, Ältestes Weihnachtslied	7	52	Kirmayer Josef, Nutzen oder Schädlichkeit des Bieres	2	16
2. Heimatgeschichte					
Jackl Franz, Ordnung eines Handwerks der Schneider zu Kraiburg	1	3	Thomas Josef, Geheimnisvolles, goldfleckiges Waldmärchentier	3	23
Bauer Anton, Pfarrer Matthias Neff, Bauherr der Pfarrkirche Au bei Aibling	1	4	Thomas Josef, Edelweiß, Symbol der Berge	4	31
Barth Nikolaus, Die Kreuzkapelle in Niederaschau	1	6	Manteuffel Leo, Des Jahres Bild	4	32
Bauer F., Wirtschaft und Landwirtschaft im oberen Inntal	2	9	P. Burger M., Ein Klughamer	5	36
Flötzl Stephan, Wo lag Pons Oeni?	2	11	: : : Für jedermann	5	40
Bauer F., Wirtschaft und Landwirtschaft im oberen Inntal (Schluß)	3	17	4. Museen, Vereinsleben		
Flötzl Stephan, Wo lag Pons Oeni? (Schluß)	3	19	Kirmayer Josef, Neuzugänge im Wasserburger Heimathaus; Besucher	1	7
Sieghardt Aug., Vom Klosterturm auf Frauenwörth	3	21	Fangohr E., Herbst	6	46
Schulz-Buchner Afra, Ein altes Haus am Inn erzählt	4	26	Strobl Lorenz, Vieh- und Ganstreiber	6	46
Sieghardt August, Die Burg Altenbeuern	4	27	Strobl Lorenz, Die Tafelmalerei	6	47
Hüttl Sebastian, Dettendorf	4	28	Thomas Josef, Wundersamer Türkenbund	6	48
Braßler Karl, Wolfgang Dinzenhofer — Aibling und die Pfarrkirche Götting	4	30	Schulz-Buchner Afra, Der Bandlwurm	6	48
Thomas Josef, Seltamer Name „Sachrang“	5	33	Thomas Josef, Lebens- und Totenbaum	7	54
Sieghardt August, Die schöne Landrichterstochter v. Haag (Maria Pettenbeck)	5	35	Strobl Lorenz, Die „Rammer“	7	55
Fraitzl K. A., Johann Kaspar Aiblinger	5	39	„Heimat am Inn“ erscheint als Monatsbeilage des „Oberbayerischen Volksblattes“, Rosenheim, mit seinen Nebenausgaben „Mangfall-Bote“, „Mühdorfer Nachrichten“, „Wasserburger Zeitung“, „Haager Bote“, „Chiemgauzeitung“ Redaktionskollegium: Th. Heck, Josef Kirmayer, H. Ch. Kobe. Ständige Mitarbeiter die Kreisheimatpfleger Albert Aschl, Rosenheim-Stadt; Dr. Peter von Bomhard, Rosenheim-Land; Karl Braßler, Landkreis Aibling; Richard Glaser, Landkreis Mühdorf; Theodor Heck, Landkreis Wasserburg. Verantwortlich für den Inhalt: Josef Kirmayer, Wasserburg am Inn. Druck: „Oberbayerisches Volksblatt“, Rosenheim.		
v. Bomhard Peter, Wolfgang Dinzenhofer, der Baumeister der Pfarrkirche Götting	6	41			

